

Laura Hansson, geb. Mohr

.. .. Laura Marholm .. ..

BUCH

DER

TOTEN



MAINZ 1900

Verlag von Franz Kirchheim



Laura Marholm *Hansson, L.*

Buch der Toten.

5-A

~~7960.~~



Mainz 1900

Verlag von Franz Kirchheim

Est. A



10553

## Inhalt.

.....

	Seite
I. Aus Liebe . . . . .	1
II. Die kleine Fanny . . . . .	41
III. Drei Mal . . . . .	101

---

I.

„Aus Liebe.“





Es war im Mai vor drei Jahren. In unsere sonst so stille Häuslichkeit auf dem Lande war ein Wellenschlag von außen gekommen. Zwei fremde Gäste hatten sich gleichzeitig angemeldet. Die Schwelle des kleinen Häuschens auf dem Ledersberg, die sonst monatelang kein fremder Fuß betrat, war schon von einer unter bairischen Bauern ungewohnten Erscheinung überschritten worden, — ein magerer kleiner Schwede, der nach Rom wollte und sich dazu in Wörishofen vorzubereiten gedachte, hatte sich eingestellt und nach schonenßischer Bauernsitte, an die mein Eheherr sehr anhänglich war, auch Nachtquartier gefunden. Das war der erste Gast. Er war soeben aufgestanden und besorgte am Schreibtisch des Hausherrn seine ziemlich umfangreiche Correspondenz, denn er war Redakteur in einer Stadt gegen den

Nordpol hin, wo große, noch unausgebeutete Eisenerze sich befinden und Wolf und Bär sich gute Nacht sagen.

Nachdem er das gethan hatte, kam er zu einem späteren Morgentaffee herunter und öffnete darauf die Schleusen seiner Beredsamkeit, die mein Eheherr nach seiner Gewohnheit, wenn Personen mit rednerischer Begabung sich bei ihm einfanden, über sich hinströmen ließ wie eine Douche, der man nicht entrinnen kann, mit der man sich aber auch ebensowenig in Erörterungen einläßt, wie man seine Meinung mit einem Douchen-Apparat austauschen würde. Ich hatte mich alsbald vor der Redeflut in mein Zimmer verzogen und saß da mit einer Beschäftigung still und friedlich.

Da hörte ich auf einmal vor dem Hause eine aufgeregte Frauenstimme, eine besonnene Männerstimme und noch einige Stimmen durcheinander. Solch ein Aufzug von Stimmen kam nur vor, wenn Fremde sich auf den Ledersberg verfliegen, um in alle Fenster zu schauen und an alle Thüren zu klopfen unter dem Vorwand, mieten zu wollen. In der Zuversicht, daß die Köchin sie weiterweisen würde, kümmerte ich mich nicht darum. Da klang plötzlich, unten von der Treppe, die Stimme meines Gatten, die mich hinunterrief. Nicht besonders erfreut über diese Sonderbarkeit, denn wir riefen sonst nicht treppauf, treppnieder nach einander, machte ich die Thür auf und ging hinaus. Unten an der Treppe

stand eine verschleierte Dame und protestierte heftig gegen die ihr von keiner Seite nahegelegte Zumuthung, daß sie auf mehr als einen Augenblick hineinkommen wolle. Dies war der zweite Gast.

Während ich sie aufforderte, die Treppe heraufzukommen, da das Zimmer unten von den Herren in Anspruch genommen sei und sie daher mit meiner Stube vorlieb nehmen müsse; ging es mir flüchtig durch den Sinn: wieder Zwei! Es war nämlich eine Eigenthümlichkeit der Besuche, die sich gelegentlich und immer aus litterarischen Anlässen von auswärts bei uns einstellten, daß sie nie vereinzelt stattfanden. Kaum war der Eine da von Ost, so klopfte schon der Andere an die Thür von West; es wurden, weiß Gott wie, immer Rendez-vous von Leuten, die man dann erst feierlich einander vorzustellen hatte.

Dies war also das Fräulein Shrieking, das sich mir aus Seifenau angemeldet hatte. Vorläufig sah ich nichts von ihr als ein Paar lebendige schwarze Augen hinter einem schwarzweiß getupften Schleier und eine bewegliche Gestalt in einem langen sandfarbigen Umwurf. Die Dame war sehr aufgeregt. Ihre klingende Stimme und ihre stahlfederchnellen brüsken Bewegungen verrieten die Polin, was ich ihr gleich sagte, wogegen sie aber heftig protestierte mit der Motivierung: sie

ipreche ganz accentfrei; Niemand könne ihr was anderes als reinstes Hochdeutsch nachweisen.

Ich schwieg höflich, brachte sie mit einiger Mühe zum Sitzen und wartete, was nun kommen würde.

Die Dame schwieg auch, kramte in einer großen, gelben Tasche herum, die sie mitgebracht hatte, um ihre Karte zu finden und sich auch wirklich als Fräulein Shriefing zu legitimieren, wobei ein Hundertmarkzettel hin- und hergeworfen wurde, daß ich fürchtete, er würde ihr noch ganz aus der Tasche fallen, fand endlich ihre Karte, packte sie zusammen mit ihrem Schein wieder ein und sah mich schlau durch den Schleier an.

Ich dachte unterdessen an den würdigen selbstbewußten Brief, den sie mir als Lehrerin hochadeliger Kinder geschrieben und in dem sie um Erlaubnis gebeten, mich, nachdem sie meine Bücher gelesen, besuchen zu dürfen. Ihre adeligen Damen hätten ihr das Geld zu dieser doch ziemlich entfernten Reise gegeben, da es ihr heißester Wunsch gewesen, die Verfasserin vom „Buch der Frauen“ persönlich kennen zu lernen u. Es schimmerte ziemlich deutlich durch, daß sie eine Abgesandtin war und da dies nicht die ersten adeligen Damen gewesen wären, die sich mit mir in Verbindung gesetzt hätten, und sie mir durch die Namens- und Ortsangaben genügend legitimiert schien, konnte ich nichts gegen ihren Besuch ein-

wenden. Briefe, wie den ihren, wenn auch nicht gerade oft zu Besuchszwecken, empfing ich damals in großer Zahl.

Die Aufregung der Dame schien noch zu steigen, während sie mir gegenüber saß. Sie wollte trotz des sonnedurchwärmten Zimmers ihren Schleier nicht zurückschlagen, ihren schweren Umleger nicht ablegen und auch weiter nichts sagen, als daß sie zwei Eier unterwegs gegessen, sich die Hände gewaschen und mit Müß und Not einen Mann von der Bahn vermocht habe, sie hier herauf zu führen. Erst auf die Versicherung meines Gatten, daß man sie wieder zurück an den Zug begleiten werde, habe sie ihn gehen lassen. Ich entnahm daraus, daß sie meinen Mann durch ihr aufgeregtes Gerede vor die Thür gelockt und veranlaßt habe, sie in's Haus zu führen. Und mir fiel — ich verstand nicht, wie und warum? — ein Vers, ich glaube von Coleridge, ein, den ich in deutscher Uebersetzung irgendwo gelesen und von dem mir folgende Strophen im Gedächtnis geblieben waren:

Umfiel das Fräulein hart am Thor,  
 Doch Christobal hob sie empor,  
 Trug sie hinein, sie war nicht leicht,  
 Bis sie den innern Raum erreicht, —  
 Worauf das Fräulein ging und stand,  
 Als wäre Schwäch' ihr unbekannt.

Es handelte sich in dem Gedicht um einen bösen Geist, der in Gestalt eines Fräuleins zu einem Ritter kommen wollte,

aber die Schwelle nicht überschreiten durfte. Die Dame simulirte also vor der Schwelle einen Ohnmachtsanfall, worauf der junge Mann sie aufhob und hinübertrug. So kam der böse Geist in's Haus und konnte sein Werk beginnen.

Inzwischen saß Fräulein Shrieking vor mir, wand sich hin und her und versicherte mir, sie wisse nicht, wie sie anfangen solle. Ich war ziemlich gelangweilt. Die Sonne erfüllte mit ihrem blendenden Licht das Zimmer, die Mittagstunde war nahe; ich hatte einen gewöhnlichen Besuch erwartet, wie ich deren manche von auswärts empfing, denen ich ein Mittagessen vorsetzte und die sich dann wieder empfahlen. Jetzt saß mir hier eine fremde Person, die offenbar etwas auf dem Herzen hatte und die ich nicht in das ruhige Fahrwasser einer gewöhnlichen Conversation in Gegenwart meines Gatten leiten konnte, weil drunten bei ihm auch ein fremder Mensch, dazu ein Landsmann, der erste, der ihn in Schliersee aufgesucht, saß und ihn gänzlich in Beschlag nahm.

Endlich schien Fräulein Shrieking mit ihren inneren Anfechtungen fertig zu sein. Sie fuhr plötzlich mit der Mittheilung heraus: sie sei gekommen, um mir etwas zu gestehen.

Das wunderte mich auch nicht besonders, denn mir war schon schriftlich von allen möglichen Damen, die meine Bücher gelesen hatten, alles Mögliche „gestanden“ worden, wofür sie

dann Rath und Aufklärung suchten, die ich ihnen in den meisten Fällen nicht geben konnte. Ich sagte ihr also: ich könne sie ja nicht verhindern, mir Geständnisse zu machen, ob ich ihr aber werde helfen können, das sei eine andere Sache.

Ja, — ich könne ihr helfen . . . ich sei die einzige Person, die ihr helfen könne. Darum sei sie ja auch gekommen, weil sie das wisse.

Nun also, ich säße ja schon da und hätte nichts anderes zu thun, als sie anzuhören.

Nein, das ginge so nicht. Ich müsse ihr helfen, damit sie reden könne.

Ja, wie sollte ich denn das machen? Ich wisse ja nicht, was sie auf dem Herzen habe. . . .

Ich solle ihr entgegenkommen!

Wie denn? Ich könne doch nicht mehr thun als bereit sein, sie anzuhören.

Doch, doch! sie habe ihre ganze Hoffnung auf mich gesetzt. Und nun täusche ich diese Hoffnung —

Aber wie denn?

Die Dame wand sich wieder. Ich saß und betrachtete sie mit dem unangenehmen Gefühle, daß ich durch diese Manöver auf etwas neugierig gemacht werden sollte, worauf ich nicht im geringsten neugierig war. Die Confessionen von Damen, jenes Austausch süßer und bitterer Geheim-

nisse, worauf die meisten Frauen so erpicht sind, waren mir immer ganz gleichgültig gewesen, wie überhaupt die meisten direkten Mittheilungen. Wer ein wenig Menschenkenntnis und psychologischen Instinct hat, weiß, wie wertlos für die Menschenbeurteilung in anderem als indirectem Sinn dergleichen Ergüsse gewöhnlich sind.

Die Zeit verging.

Das Fräulein versicherte mir wieder, daß ich allein ihr helfen könne und daß sie ja eben deswegen den weiten Weg gekommen sei. Sie müsse mir etwas gestehen, — aber sie könne das nur, wenn ich auch etwas gestehen wolle.

Das ist ganz schön, sagte ich, amüsirt von dieser Anwendung von „Wurst wider Wurst“, — aber ich habe nichts zu gestehen.

Die Dame sah mißvergüht aus. Sie schien das als eine Abweisung aufzufassen, die ihr ein Recht gab, gekränkt zu sein.

Sie fing wieder von vorne an: von der für sie zwingenden Notwendigkeit eines Geständnisses, das ohne Gegenseitigkeit nicht möglich sei auszusprechen.

Ich versicherte ihr ganz gutmütig, daß ich beim besten Willen nicht wüßte, was ich ihr zu gestehen haben sollte.

Hätte ich schärfer gedacht, so hätte ich beachten müssen, daß die Dame aus einem der bekanntesten deutschen Pietistenwinkel kam, — einer jener Ecken zwischen mehreren Ländern, wo Pietismus und Katholicismus neben und in einander

wohnen. Ersteren hatte ich hinreichend in meiner Heimat, den Ostseeprovinzen, und durch seine Schleichereien in der südschwedischen Heimat meines Gatten kennen gelernt, um mich für immer von ihm fernzuhalten. Freilich waren mir darum auch seine Annäherungs- und Verkehrsformen ziemlich fremd geblieben und die sich hier zeigende Zwischenform von Conventikelbekenntnis und Beichte blieb mir daher noch auf ziemlich lange Zeit verborgen.

Die Dame sah hoffnungslos aus, nahm aber nicht Abschied.

Die Köchin rief zum Mittagessen.

Die Dame setzte sich mit an den Tisch, ohne zu essen. Die Zugzeit war versäumt. Am Nachmittag ging sie mit uns und dem Schweden durch Dick und Dünn auf der aufgeweichten Dorfstraße spazieren. Sie lieh sich dazu einen Umleger von mir, da der ihre zu lang und schwer war, und zeigte in einem dunkelblauen Kleid eine recht schlanke, zierliche Gestalt. Auch den Schleier schlug sie endlich zurück, freilich erst als wir heimgekommen waren und sie mit einem freudigen Ausruf den gedeckten Abendtisch und auf ihm den westfälischen Schinken und die Ochsenaugen begrüßte. Der Schwede war Vegetarianer strengster Observanz und aß nur Kopfsalat und Kartoffeln zu einem Glase Milch.

Ich sah nun ein nicht mehr junges Gesicht mit ein Paar

dunklen, lebendigen Augen und ausgeprägten Zügen. Gealtert war eigentlich nur der Hals, wie es an Slavinnen häufig der Fall ist, und slavisch schien auch die Elastizität und das Einnehmende im Wesen der Fremden. Sie war munter und natürlich, schrieb eine Depesche an einen bekannten Graphologen in München, der ihre Ankunft im Bogis anmelden sollte, aß mit gutem Appetit, plauderte mit gutem Humor und warf sich über das Buch „Dulcamara“, das mir von unbekannter Hand zugesandt worden war, um darin eine große Unordnung anzurichten. Sie vertauschte, während sie bald diese, bald jene Sentenz glossirte, behend und ohne daß ich es bemerkte, die einzelnen Bogen untereinander und ich konnte erst später, als ich das Buch einmal wieder vornahm und in diesem Zustand innerer Confusion fand, durch strenges Verhör mit Köchin, Söhnchen zc. feststellen, daß Niemand es nach ihr angerührt hatte.

So verging der Tag, ohne daß mehr von Geständnissen und vertraulichen Mittheilungen die Rede war. Wir begleiteten die beiden Gäste an die Bahn, wo sie in demselben Zug, wenn auch nicht im selben Coupé abfuhren. Als bald nach ihrer Abreise war auch schon ein Brief von ihr da, worin sie mir mittheilte, sie sei wohlbehalten heim gekommen und wäre froh, „ihre Angelegenheit allein geordnet zu haben“. So ungefähr lauteten die ziemlich mystischen Worte, die auf das unabgelegte Geständnis anspielten.

---

## II.

Einige Wochen nach diesem Doppelbesuch hatten wir Baiern verlassen und auf dem Heimathof meines Gatten in Schonen Sommeraufenthalt genommen. Was uns dahin begleitete, waren die Briefe der Dame aus Seifenau. Anfangs hatte sie sich ganz stille verhalten und ich erwartete nichts anderes, als daß dieser Besuch, wie so viele andere, von denen man nicht wußte, wozu sie sich einfanden, in nichts ausklingen würde. Wir waren es schon gewohnt geworden, daß alle möglichen Herren und Damen, zum Theil ganz kleine und mehr oder weniger unbekannte Personen, zum Theil Leute in angesehenen, selbst repräsentativen, sogar hohen Stellungen sich anmeldeten, erschienen, oder auch nicht erschienen und nach einer Weile immer wieder völlig aus dem Gesichtskreise verschwanden, was noch der günstigere Verlauf war. Es fanden sich auch solche ein, die ihren angesehenen Namen und ihre guten Empfehlungen und Verbindungen dazu benutzten, einen in geschäftlich schlechte Verbindungen zu bringen, die zu directen materiellen Auswucherungen führten. Wir hatten dies eine Zeitlang einfach als Begleiterscheinungen des literarischen Berufs aufgefaßt und uns daher früh von den Orten, wo dies Getriebe zu häufig und leicht verdeckbar ist, von den Hauptstädten, zurückgezogen in die Einsamkeit eines kleinen

oberbairischen Dorfs, wo alle einander kannten und jeder leicht kontrollirbar war. Hier nun trat einem nach und nach die Auffälligkeit dieses Umschlichenwerdens unverhüllt hervor, — selbst politische Gruppen fanden sich in ihren Abgesandten ein; wer Freund oder Feind war, ließ sich so wenig unterscheiden, wie die Zwecke, zu denen sie sich einfanden. Ergriff man sie direkt bei einer gegen einen gerichteten und durchgeführten Schädigung, so hörte man von seiner unbekanntem Stimme das entschuldigende Geflüster: „Ich wollte nur Ihren Interessen dienen“, und die Thäter waren nicht zu fassen, denn die einem persönlich bekannten Personen entpuppten sich allzusehr als zeitweilige und vielleicht ungenügend orientirte Werkzeuge. Man konnte einfach nichts thun, als dies ganze Getriebe sich regen lassen, wie es wollte, sich vor ihm hüten, soviel man konnte, sich in seinen Bedürfnissen soviel einschränken, wie man vermochte und das ganze Schwergewicht auf einen Punkt legen: die persönliche und geistige Unabhängigkeit. Denn wie es mit *der* bei den allermeisten „Helden von der Feder“ aussah, darüber belehrte einen ja ein Blick in die Kunde über die Litteraturen der Länder unserer Zeit.

So hatte ich denn Fräulein Shrieking über neueren und uns näher angehenden Angelegenheiten, als ihre Beichtgelüste anscheinend waren, fast vergessen und ein vierzehntägiger Auf-

enthalt in Regensburg, wo uns ein Theil des zweiten Bandes von „Dulcamara“ handschriftlich vorgelegt wurde, brachte sie uns auch nicht in Erinnerung.

Raum aber in Schonen angekommen, begannen ihre Briefe mir zu folgen. Sie kamen fast so regelmäßig wie die „Deutsche Tageszeitung“, die mein Gatte damals, um der agrarischen Bewegung zu folgen, abonniert hatte, sie wurden allmählig ganze Manuscripte, sie traten einander auf die Fersen, sie überstürzten sich, — mancher Tag brachte gleich zwei. Aber wie ich eines Tages im Umschlag der „Tageszeitung“ das „Berliner Tageblatt“ fand, obgleich beide doch nicht dieselbe Expedition haben, so gab mir auch der Postbote einen ihrer dicksten Briefe — aufgeschnitten in die Hand; kleine Seltsamkeiten, die ich später in recht manigfaltigen Erscheinungsformen noch oft Gelegenheit hatte zu constatiren.

Diese Briefe waren von der eigenthümlichsten Beschaffenheit. Zunächst und vor Allem hat die Briefschreiberin — mir schreiben zu dürfen. Ich solle es ertragen, ich solle sie nicht abweisen, es sei ihr ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, — sie müsse eine Menschenseele haben, gegen die sie sich ausdrücken dürfe, von der sie wisse, daß sie verstehen und urtheilen könne. Sie sei so schrecklich vereinsamt und allein und sie schreibe sich so das Herz wieder muthig und den Kopf wieder klar und könne wieder weiterleben. Ich möchte

ihr das nicht versagen; sie verlange ja nicht, daß ich ihr oft antworte. Nur zuweilen möchte ich ihr einige Zeilen schreiben; sonst genüge es ihr schon, sich gelesen zu wissen.

Dies war die eine Seite.

Es fehlte auch nicht an einer Erklärung für sie. Nach und nach gab die Brieffschreiberin in hundert unmittelbaren und zufälligen Wendungen ein Bild ihres Lebens. Sie war ganz armer Leute Kind; der Vater Schullehrer und früh verstorben. Die gutherzige, abgearbeitete Mutter erzog die Kinder bei Kaffee und Kartoffeln. Der eine Bruder war ein kleiner Bauer irgendwo am Rhein. „Barmherzige Damen“ nahmen sich ihrer in ihrer Kindheit an und brachten sie schließlich nach R. zu protestantischen Schwestern. Jedesmal, wenn sie in ihren Briefen auf diesen Punkt kam, erfolgte ein vollständiger Ausbruch von Raserei. Ob er echt war? Sie deutete Handlungen unglaublicher Gefühlshöhe an, — Prügel- und Hoffartsscenen, die ich ihr ja gern geglaubt hätte, wäre nur nicht dies Wuthgeheul nach so vielen Jahren mir einigermaßen verdächtig vorgekommen. Hier, schien mir, roch es brenzlich, und man beifere sich mit heftigen Bethuerungen zu versichern: ich rieche nicht so. Ein Urtheil hatte ich darüber nicht — ich hatte in meinem Leben nichts mit den „Schwestern“ zu thun gehabt und bis dahin nie etwas von R. gehört, — vielleicht überhaupt den Fehler begangen, mich zu wenig um

Wesen, Verbreitung und Bedeutung des gegenwärtig wieder sehr fleißigen Pietismus zu kümmern. Eins zeigte die Schilderung dieser ganzen Lebensseite: eine ausgesprochene lebendige literarische Begabung, — die Fähigkeit, sich auszudrücken und anschaulich zu machen.

Die andere Seite war schon komplizierter. Hier kamen die weichen und raffinierteren Töne virtuos zum Vorschein. Ganze Seiten in diesen Damenbriefen trugen das Gepräge des Geistes, in dem „Dulcamara“ geschrieben worden. Eigenheiten des Garin'schen Stiles, Eigenheiten seiner Denkweise traten hervor und bewogen mich immer wieder, mir diese Briefe gefallen zu lassen, wenn sich auch Züge in ihnen offenbarten, die ein Abbrechen kurzer Hand verlangt hätten.

Dies merkwürdige Buch — fast das einzige, das ich mehrmals ganz durchgelesen und das auch nicht ganz aus einem Guß, vielleicht nicht einmal in deutscher Sprache verfaßt ist — hatte mir bereits eine Correspondenz eingetragen, deren Träger ich nie für etwas anderes als eine Zwischenhand gehalten, was mir bei dem Besuch in Regensburg völlig klar wurde. Hier war eine andere Zwischenhand, in vielen Fällen gröber, in anderen auch poetischer, — aber hier wie dort trat ein Kern Garin'scher Sätze hervor.

Wer der wirkliche Garin war — ? Ich forschte gar nicht danach — ich hätte damit einem sich deutlich zeigenden Wunsch  
 Marholm, Buch der Toten.

entgegengehandelt; trotz einem ganz persönlichen Gepräge an einzelnen Stellen des „Dulcamara“ = Buchs — einem Temperamentsgepräge von unverkennbarer Art, voll von einer bodenlosen Skepsis, wie nur die aus dem Christentum hervorgegangene Psychologie des Menschen sie kennt, — eine Skepsis, deren innere Klarheit doch das Ausmünden in Mystik an jedem Punkt verhinderte, — trotz dieses persönlichen Gepräges zweifelte ich zuweilen, daß dieses Buch von einer einzelnen Persönlichkeit im landläufigen Sinne dieses Wortes geschrieben sei. Später, als der wilde Cancan mit dem Garinamen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften in's Abfurde getanz't wurde, hatte die Correspondenz mit den beiden, mir erschienenen Zwischenhänden bereits aufgehört.

War in der einen dieser beiden Seiten des Fräuleins Shriefing Natur, in der anderen Psychologie und Poesie hervorgetreten, so war die dritte ganz ungemischt gemeiner Weiberklatzsch von oft komisch wirkender Rohheit. Diese Seite machte sich geltend bei den häufigen Schilderungen des Lebens und der Sitten ihrer Gutzherrschaft. Hier herrschte unverfälschte Stallatmosphäre, gemischt mit den ungesunden Gerüchen einer vor Erreichung auch nur mäßiger Cultur eingetretenen Depravation. Fräulein Shriefing war nicht faul in der Schilderung geschlechtlicher — Eigentümlichkeiten; diese erinnerten aber mehr an die Erzählungen eines uns bekannten

Landarztes von dem Benehmen seiner eingesperrten deutschen Doggen beider Geschlechter, als an das Verhalten von Menschen unter einander.

So bewegte sich die Correspondenz in diesen drei Furchen, die einander fortwährend kreuzten, den ganzen Sommer über, und dieser strömende Redefluß wurde besonders unaufhaltsam während unseres vierwöchentlichen Aufenthaltes in Helsingborg. Hier verließ die Dame das anfänglich ruhige Tempo vollständig. Sie gab wiederholt die Geschichte einer keineswegs platonischen Jugendliebe zum Besten, die sich doch aus ganz verschwommenen Umrissen keineswegs löste. Daneben ging die Erzählung einer jahrelangen Correspondenz mit einem verheirateten Mann und Vater zahlreicher Kinder, der ihr gewesen war, was ich ihr jetzt sein sollte — der Lebenserhalter.

Denn Fräulein Shriefing wanderte immer am Rande eines unsichtbaren Grabes. Sie hatte etwas begangen, was sie gegen das Ende unseres Aufenthaltes in Schweden wieder besonders zu quälen anfing.

In Folge davon fing sie auch mich zu quälen an. In ganz biblischer Weise, wie Jesus fragte: Simon Petrus, hast du mich lieb? richtete sie von Zeit zu Zeit die Frage an mich: Frau Laura Marholm, haben Sie mich lieb? Diese Frage kam immer dringender, immer inständiger wieder. Meine wenigen und kargen Briefe schreckten sie nicht ab. Sie erklärte

sich immer wieder mit jeder knappen Antwort zufrieden, — nur mich von ihr abwenden sollte ich nicht.

Und es ließ sich ja sehr gut verstehen — und mehr noch als verstehen ließ es sich empfinden, daß diesem aufgeregten und aufdringlichen Wesen ein wirkliches Bedürfnis zu Grunde lag. Diese Person hatte etwas, was sie nicht mit sich allein weitertragen, womit sie nicht selbst fertig werden konnte. Manche Sätze in ihren Briefen waren wirkliche Angstrufe. Und immer wieder kehrte die Versicherung: wenn ich sie von mir stieße, wäre sie verloren und ihr Ende da.

Und auch ich war nicht gefühllos gegen sie. Denn ebenso hier in Schweden wie früher draußen fühlte ich das geheimnisvolle Lasten und Lauern um mich herum und es waren einzelne uns sehr nahe stehende Personen, die wie vom bösen Geist besessen, wie in einem geheimen Einverständnis mit feindlichen Mächten zu handeln schienen. Während ich sonst in meinen Antworten an sie auf nichts Persönliches einging, machte ich daraus kein Hehl und erklärte ganz gerade heraus, so lange diese Personen das kleine Heim, in dem wir wohnten, beherrschten, könne unseres Bleibens in Schweden nicht sein.

Da schlug der Ton der Dame aus Seifenau um. Sie erklärte zu begreifen, daß wir wieder zurück nach Schliersee müßten. Und von diesem Augenblick an ließ sie mir keine Ruhe mehr. Ihre Briefe und Karten flogen. Sie beschwor

mich, wieder zurückzukommen, sie verlangte den Termin zu wissen, sie zählte die Tage bis zu meiner Rückkunft.

Da der einmonatliche Badeaufenthalt in Helsingborg zu Ende ging und der October nahte, mein Gatte außerdem von den Versprechungen, mit denen er veranlaßt worden war, seine Heimath zu besuchen, keine einzige erfüllt fand, so war es eine selbstverständliche Sache, daß wir in die eingewohnten Verhältnisse von Schliersee zurückkehrten.

Aber Fräulein Shrieking ging alles viel zu langsam. Sie wollte mich gleich bei unserer Rückkunft wieder in Schliersee auffuchen, sie hatte sich schon besondere Ferien dazu erwirkt und zählte die Tage.

Was sie eigentlich wollte, wußte ich noch immer nicht. Nur so viel verstand ich, daß ihr hauptsächlichstes Tagewerk darin bestehen mußte, an mich zu schreiben. Briefe von der Häufigkeit und dem Umfang der ihren, Briefe, wo so verschiedene Stimmen durcheinandersprachen, nahmen einfach, — selbst wenn sie nur abgeschrieben worden sein sollten — soviel Zeit in Anspruch, daß die ganz natürliche physische Ermüdung der Schreiberin nicht viel Zeit zu anderem übrig lassen konnte.

Gegen das Ende unseres Aufenthalts in Schweden aber trat auch wieder dasselbe hervor, was an ihrem Besuch in Schliersee so auffällig gewesen war. Mit jeder wiederholten

Frage: Frau Laura Marholm, haben Sie mich lieb? verbanden sich jetzt wieder die Andeutungen einer früher begangenen Schuld. Und beide Punkte: die Liebe, die sie verlangte, und die Schuld, die sie gestehen wollte, wurden nun in eine Methode und zu einem bestimmten Zweck zusammengezogen.

Zunächst suchte sie sich einer schriftlichen Aeußerung meiner Liebe zu versichern. Mit Klagen, Drängen und lebhaften Verzweiflungsausbrüchen, die entweder sehr gut simulirt waren, oder, was ich eher glaubte, den wirklichen Pulsschlag des erregten Bluts hatten, trieb sie mich zu tröstenden Aeußerungen und zu jenen beruhigenden Worten, mit denen man zu einem weinenden und reuigen Kinde sagt: Ja, ja, ich hab' dich ja lieb, sei nur ruhig!

Aus diesen wenigen Worten machte sie nun gleich eine große Nummer: sie habe nun die Gewißheit meiner Liebe und Hand in Hand damit ging der Drang, mir zu gestehen, was sie begangen habe. Sie hatte etwas begangen, als sie noch ganz jung war; ganz jung und unberathen und allein.

Ich hatte ja gar keinen Grund, an solchen Angaben zu zweifeln und es that mir leid um ein Wesen, das vielleicht auf immer und so sichtbar dadurch aus seinem Gleichgewicht gebracht schien. Es fiel mir nicht gleich auf, daß sie ihre Geständnisse nur dann machen wollte, wenn ich auch Ge-

ständnisse machte. Ich tröstete sie einfach so gut ich konnte: Schuld oder Unschuld seien auch nur relative Begriffe; es komme auf die Lage an, in die jeder im Leben gerieth. Mancher komme in Verwicklungen, die von selbst und fast unentrinnbar zu begangenem Unrecht führten, — Andere kämen ihr ganzes Leben lang nie in die Lage, wirkliches sichtbares Unrecht zu thun und Schuld auf sich zu laden. Wenn ich ihr beim besten Willen kein Geständnis, etwas begangen zu haben, machen könne, so sei das wirklich nicht mein Verdienst, mein Leben sei einfach so lange behütet und bewacht und in so einfachen Geleisen hingegangen, daß sich dazu keine Gelegenheit gefunden u. s. w.

Diese beruhigenden Worte hatten eine meiner Absicht ganz entgegengesetzte Wirkung. Die Dame aus Seifenau fühlte sich gekränkt. Sei das die Liebe, deren ich sie versichert habe? Sei Frau Laura Marholm so kleinlich und eng? Das sei nicht das Bild, das sie sich von ihr gemacht. Sie gäbe ihr ganzes Herz, sie mache aus nichts ein Geheimnis, — aber sie könne dafür auch das gleiche verlangen.

Ich fing nun an nachzugrübeln, was für Niederträchtigkeiten ich denn nun eigentlich in meinem Leben und besonders in der Fr. Shrieking so am Herzen liegenden Jugend begangen haben könne. Mir fiel dabei auf, wieviel Böses mir eigentlich geschehen war, und daß das wahrscheinlich der sehr natür-

liche Grund gewesen, der mich verhindert hatte, Böses zu thun, da ich mit meinem bischen Selbsterhaltung und =vertheidigung schon genug zu schaffen hatte. Ich schrieb also an Fräulein Shrieking nach meinem besten Wissen: recht schlechte Handlungen hätte ich nur zwei begangen, über die ich mich nachher sehr geämt. Einmal hätte ich meiner Tante einige Haarnadeln wegstibigt in der Absicht, ihr das dauernd zu verheimlichen, und ein anderes Mal hätte ich einen Newfoundland auf einen Frosch gehezt und zusehen, wie er ihn langsam zerriß. Das sei Alles.

Da fragte Frä. Shrieking nicht mehr und verrieth auch keine weiteren Gelüste, selbst Geständnisse zu machen. Um so mehr aber sehnte sie sich nach dem Wiedersehen.



### III.

Da wir nun einmal auf der Reise waren, nahmen wir es nicht zu eilig mit der Rückkehr. Wir hielten uns in Bremen, Hamburg, Münster, Köln und Frankfurt auf und rückten endlich, ganz befriedigt von den verschiedenen gehaltenen Eindrücken, in Schliersee ein.

Dort fanden wir gleich auf der Post mehrere Telegramme und eine Anzahl Briefe von Fräulein Shrieking. Aus allen

sprach Unruhe und Liebe. Aber besonders Unruhe. Die Schreiberin war so nervös geworden, als seien wir ihr verloren gegangen. Ich sparte es mir, diese Ergüsse durchzulesen, da ich nun an meine häuslichen Angelegenheiten zu denken hatte und mich auch freute, wieder unter das eigene Dach zu kommen.

Wir stiegen also den schmalen Pfad ganz vergnügt hinan und sahen das Häuschen, wie immer freundlich und sauber, mit seiner Hinterseite vor uns liegen, machten das Pfortchen auf und bogen um die Ecke nach der Hausthür zu. Aber wer stand da, vor der Thür unseres Hauses, als gehöre sie hierher und empfinde uns als Gäste? Da stand sie, die Dame aus Seifenau, bewillkommnete uns, als kämen wir zum Besuch, und erzählte uns, sie sei schon gestern angekommen, habe schon die vorige Nacht im Hause geschlafen und sei außer sich gewesen, wie man sie so, trotz Briefen und Telegrammen, zehn Tage habe ohne Nachricht lassen können.

Der Ton war herrisch und die Miene sagte: hier regiere ich.

Auch mein Ton und mein Blick werden nicht überflüssig milde gewesen sein. Denn diese Ausnützung eines unbesonnenen Wortes fand ich doch ziemlich weitgehend.

Nach den Auffassungen von Gastfreundschaft, die aus unseren Gewohnheiten in Riga und Schonen bei uns herrsch-

ten, und weil sie mir beständig brieflich von ihrer Armut und schlechten Behandlung durch die Guts herrschaft vorgeklagt, hatte ich ihr auf die Anmeldung ihres Besuchs geschrieben: sollte sie früher ankommen als wir, so möchte sie die Wirtin bitten, ihr ein Bett im Hause herzurichten. Jetzt fand ich das Haus von ihr mit Beschlag belegt, sie beständig auf meinen Fersen, aufdringlich mit Rathschlägen, anspruchsvoll nach Heizung und Bedienung verlangend, alles corrigierend, was ich that, bei jedem Wirtschaftseinkauf sich anschließend und immer alles besser wissend und in alles dreinredend.

So ging der erste und der zweite Tag, ohne daß ich recht zur Besinnung kam. Müde von der Reise und erfüllt von Eindrücken, die sich eben ordnen wollten, ohne Dienstmädchen und gezwungen, alles allein zu thun: auszupacken, einzuräumen, zu kochen und das Haus zu bestellen, in der Gewohnheit des Aussprechens mit meinem Mann durch ihr beständiges Nachlaufen behindert, fühlte ich mich ganz konfus. Das Wesen dieses Gastes wurde mir zunächst ganz allgemein widerwärtig und sammelte sich zu einem bestimmten Bilde, das aufdringlich wiederkehrte, sobald ich nur ihre Stimme hörte oder in ihre grauen Augen sah: der Sklavenaufseher mit der Hezpeitsche! Ich merkte, daß sie eine ganz bestimmte Absicht verfolgte; sie ließ mich nicht sitzen, nicht zur Ruhe kommen, nicht mich sammeln; sie hezte, unter dem Schein daran Teil

zu nehmen, aus einer Beschäftigung in die andere. Eine Unterhaltung suchte sie nicht, Geständnisse fiel es ihr gar nicht mehr ein zu machen, von Liebe war keine Rede mehr. Ich behandelte sie denn auch einigermaßen nach den Eindrücken, die ich empfang, was sie nicht zu geniren schien, mir aber wieder Gewissensbisse verursachte, da die Gewohnheiten der Gastfreundschaft — ganz einfach die Erziehung dazu, die ich aus dem russischen Ostseelande mitgebracht — mir jede Verletzung derselben äußerst peinlich machten. Mit der inneren Tröstung: es dauert doch nur einige Tage, ließ man sich von einem unbescheidenen Gast auch das Unbillige gefallen.

Mein Gatte verzog sich vollständig. Er wurde nur noch zum Essen sichtbar und beschränkte Rede und Antwort streng auf das Allernötigste.

Sie hatte die Absicht, eine Woche zu bleiben. Als die ersten Tage vorbei waren, ordneten sich die Eindrücke und plötzlich war der Augenblick da, wo es ganz klar vor mir stand: dies ist gar nicht dieselbe Person, die im Frühling dich besuchen kam.

Es waren zuerst ihre Stimme und ihr Blick gewesen, die mich innerlich stutzig machten, ohne daß sich anfangs eine klare Vorstellung damit verknüpfte. Diese harte, klappernde, reizlose Altejungfernstimme hatte nicht den Ton, den Accent und die Fülle des polnischen Idioms und diese grauen, kleinen,

nüchternen Augen hatten nicht den Blick der slavischen Seele. Es kam mir zuerst entgegen wie ein körperlicher Geruch, der anders war, als jener erste, es wurde dann zu einer Seelenfärbung, die sowohl dem Wesen der ersten, wie dem Ton der Briefe widersprach, und beides faßte sich dann in ein drittes zusammen, was den Ausschlag gab: diese Person ist langweilig, was die beiden ersten, die Besucherin und die Correspondentin, wenigstens nicht waren. Diese hier hat keine anderen als Feldwebeleigenschaften.

Ich erhaschte einen Augenblick, es meinem Gatten zu sagen. Er antwortete nur: Das fiel mir gleich auf.

Freilich, — die äußere Ausstattung war sorgfältig beibehalten: Hut, Kleid, Umleger waren, wie meine Frauenaugen konstatierten, dieselben des ersten Fräulein Shrieking, auch ihre Handschrift, die sie mir unter die Augen rückte, war dieselbe große, ungeschickte Handschrift der Correspondenz, — eine Schrift, die sich bei einer gewissen Federstellung sehr leicht erreichen ließ.

Ich wurde unwohl bald nach unserer Ankunft in Schliersee. Da ich mir keine Ruhe gönnen konnte und auch durch all dies Seltzame und Unklare in einer gewissen Gemütsbewegung gehalten wurde, so ging das Unwohlsein nicht so rasch vorüber. Natürlich wußte sie davon, ließ sich aber dadurch gar nicht zu einer Aenderung ihres Wesens bestimmen.

Endlich kam der Tag ihrer Abreise. Ich weckte sie früh um  $\frac{1}{25}$ , da sie Neigung zeigte, sich zu verschlafen, machte den Kaffee, setzte ihn ihr vor und brachte sie mit Müh und Not rechtzeitig für den Zug aus dem Hause. Sie fiel mir um den Hals, ließ Thränen auf denselben fallen und schrie wie ein böser Geist, der ausfahren muß. Endlich war sie fort.

Ich athmete auf, ruhte mich ein wenig aus und ordnete dann die erforderliche große Wäsche an. Die früheingetretene Kälte war vorüber, die Sonne schien wieder heiß, die herrliche Herbstlandschaft lag friedlich vor uns und ich machte gerade eine Pause mit dem Aufhängen der frischgewaschenen Wäsche, als der Telegrammbote den Berg heraufgestiegen kam.

Das Telegramm war an mich. Ich öffnete es. Nur wenige Worte: ich solle kommen, meine Mutter läge im Sterben.

Ich glaubte den Kopf zu verlieren. Dies kam so plötzlich, so unerwartet, — ich möchte sagen, es widersprach einfach den Gepflogenheiten der Familie, in der plötzliche Todesfälle nicht vorzukommen pflegten. Ich telegraphirte zurück nach näherer Auskunft. Nach einigen Stunden war schon ein zweites Telegramm da: die Anfrage, ob ich zur Beerdigung käme, damit mit derselben bis zu meiner Ankunft gewartet werden könne.

Ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden. Rund um

mich herum lag die seit Monaten aufgehäuften, halbgewaschene Wäsche. Wir entbehrten des Nötigsten. Mein Unwohlsein war durch den Schreck und die Aufregung in erhöhtem Grade wiedergekehrt. Ich konnte jetzt nicht gleich reisen, wenigstens nicht allein. Für alle drei zusammen aber war die Kasse nach der vorhergehenden Reise zu sehr zusammengeschmolzen.

So reiste denn mein Gatte an meiner Stelle und ich war allein.

Und nun geschah etwas, was ich mein Lebenlang nicht vergessen werde. Es kamen, es drängten, es überstürzten sich die Briefe Fräulein Shriekings . . . . und es waren die Briefe einer Tollen.

Gleich nach ihrer Abreise hatte Fräulein Shrieking angefangen mich mit Nachrichten über ihr Befinden zu versorgen. Durch die erste Karte von Marktbreit erfuhr ich, daß sie trotz des gefallenen Schnees mit ganz trockenen Füßen zum Zug gekommen sei, und so ging das weiter, in ihre gewohnten Beschäftigungen als Erzieherin hinein, wobei sie zugleich ungeduldig Antworten von mir forderte. Ich schrieb ihr einige Zeilen, worin ich ihr den Tod meiner Mutter und die Abreise meines Gatten nach Rußland meldete, da ich während meines fortdauernden Unwohlseins nicht selbst hätte reisen können. Nun geriet Fräulein Shrieking in Aufregung. Ihre Briefe kamen einmal, zweimal, dreimal täglich; sie forderte

ungestüm, daß ich etwas für meine Gesundheit thun sollte, — die nach der nun eingetretenen Ruhe bald gar nichts mehr zu wünschen übrig ließ, was ich ihr übrigens nicht schrieb, da ich mit all meinen Gedanken bei der Reise meines Gatten nach Rußland und bei den Vorbereitungen zum Empfang meines alten und nun ganz vereinsamten Vaters in unserem Hause war, dessen sofortige Uebersiedelung zu uns, falls sie früher stürbe als er, meine Mutter mir schon vor Jahren an's Herz gelegt.

Aber Fräulein Shriefing war gewohnt, nicht auf Antworten von mir zu rechnen, — und inzwischen handelte sie. Schon ein paar Tage nach der Abreise meines Gatten empfing ich ein Kästchen und einen Brief von ihr, in dem sie mir mittheilte, sie hätte einen Arzt meinetwegen konsultirt, er hätte einige Mittel ordiniert, die sie theils in einigen Fläschchen mitschickte, theils angab, und diese Mittel hätte ich nun regelmäßig zu gebrauchen. Ich solle gehorchen und das thun, dann sei sie ruhig und ich brauche ihr in den nächsten 8 Tagen nicht zu schreiben.

Als ich diesen Brief las und in der Schachtel 3 Medicinfläschchen fand, glaubte ich, es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben. Sie wußte ja, daß das „Unwohlsein“ von der ganz naturnotwendigen Beschaffenheit war, gegen die man überhaupt keine Mittel anwendet. Das brutale und fast

triumphierende Befehlen, das aus dem Brief sprach, empörte mich umsomehr, da ich überhaupt gegen alles Medicinieren immer einen großen Widerwillen gehabt, nie krank gewesen war und nie Aerzte consultiert hatte. Außerdem war das nicht mitschickbare, sondern nur angegebene Mittel von einer Beschaffenheit, die mir deutlich eine böse Absicht verriet.

Ehe ich mich noch von diesem Eindruck erholte, kamen schon weitere Briefe, aus denen eine Angst und Aufregung sprach, die mir den Eindruck machten, als sei wirklich das, was sie begangen hatte, nahe daran, an den Tag zu kommen. Ich hatte den Eindruck, eine fast Irrsinnige vor mir auf- und abrennen, Pläne schmieden und verwerfen zu sehen und aus ihren Briefen schlug es mir entgegen wie ein ganz physisches Schnaufen, Nachluftschnappen und Sichanmichklammern. Ich konnte bereit sein, sie jeden Tag wieder in Schliersee aufzutauchen, sich zu mir in's Haus drängen und bei mir bleiben zu sehen, denn sie hatte sich mir bereits als Magd, als einfache Dienstmagd angeboten, gegen einen erbärmlichen Lohn, nur solle ich sie zu mir nehmen, — sie könne nicht ohne mich leben.

Mein erster Impuls bei diesem wiederholten Anstürmen war, ihre Mixturen und Briefe einzupacken und ihr zurückzuschicken mit der Weisung, nicht wieder an mich zu schreiben, denn sie würde alle Briefe zurückhalten. Aber ich wollte zu diesem

äußersten Schritt nicht gehen, ehe mein Mann heimgekehrt war, den ich auf ein Retourbillet von 10 Tagen erwartete, — denn sie hatte mir etwas hinterlassen, was meine Hand festzuhalten geeignet war.

Als wir in Schliersee ankamen, fand ich sie im ganz oben gelegenen Dienstbotenzimmer installiert. Sie hatte das selbst so ausdrücklich verlangt und erklärte mir gleich, ihre Stube selbst reinigen und alles Nötige in derselben selbst besorgen zu wollen, ich solle mich gar nicht kümmern. Ich richtete ihr wohl nach den ersten Tagen eine bessere Stube zum Schlafen her, betrat aber wirklich das Zimmerchen, das sie sich selbst ausgesucht, nicht, theils da ich keine Zeit dazu hatte, theils da ich auch das Zimmer meiner Dienstboten nie betreten hatte, damit sie ihr kleines Heim ungestört für sich behielten. Als sie nun fort war und das ganze Häuschen zur Herbstreinigung aufgescheuert wurde, ging die Zugeherin auch in das von ihr bewohnt gewesene Zimmer. Sie rief mich alsbald hinein, um mir zu zeigen, in welchem Zustand sie es vorgefunden.

Die ganze Diele war bestreut mit unseren Briefen, die alle aus einem nebenan befindlichen Verschlage, wo ich sie für den Sommer deponiert und in eine Kiste verpackt hatte, herausgerissen waren. Es waren viele, jetzt alle geöffnete Briepackete gewesen, wie sie sich bei zwei literarisch thätigen

Menschen rasch anzusammeln pflegen. Auch alte, zusammengebundene Zeitschriften, Zeitungen u. waren herumgestreut — mitten auf der Diele aber lag ein Heft einer sehr bekannten deutschen Monatschrift, das eine Novelle meines Gatten enthielt, und nach dem ich öfters in dem dunklen Verschlag gesucht hatte, wo alles Ueberflüssige abgelagert wurde, ohne es selbst finden zu können. Die Dame aus Seifenau war gründlicher zu Werk gegangen als ich selbst, — die Zugeherin hob gleich, als ich hineintrat, das Heft vom Boden auf und hielt es mir hin, indem sie auf einen Looszettel zeigte, der darin lag! Der Looszettel gehörte uns nicht, denn wir spielten nicht in der Lotterie, er war übrigens auch verjährt, das erste Blatt der Monatschrift aber zeigte das Porträt eines deutschen Kardinals — — und diese Züge hatten eine frappante und ganz in's Einzelne gehende Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Fräulein Schrieking, das uns eben verlassen hatte.

Und wie eins dem anderen die Hand reicht, so erinnerte ich mich gleichzeitig, daß sie während der sechs Tage ihres Aufenthaltes bei uns bald hier, bald da ihre kardinalroten Pantöffelchen hatte vor der Thüre stehen lassen, um die Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen, während sie unterdessen in Strümpfen herumspazierte.

Wer war sie, wo kam jene Garinseite in ihren Briefen

nach Schweden her, jene Anklänge an das Buch „Dulcamara“, in dem die erlesenste katholische Bildung sich ausgesprochen, woher diese Schwesterähnlichkeit und weshalb warf sie mir dieses Bild vor die Füße?

---

So sehr es mir davor graute, sie plötzlich wieder vor meiner Thüre stehen zu sehen, und so nahe sie mir diese Möglichkeit legte, — ich schwieg und wartete die Heimkehr meines Gatten ab. Ich schrieb ihr nicht und öffnete auch keinen ihrer weiteren Briefe. Ich hatte niemand, mit dem ich mich beraten konnte, und jene Tage wurden die längsten, die ich erlebt.

Als mein Mann heimkam, zeigte ich ihm das Kästchen mit den Fläschchen und die Briefe, die geöffneten und die ungeöffneten.

Dann legte ich die Briefe zu den Flaschen, schickte ihr beides zurück und schrieb ihr: Ihre Mittel möge sie selbst gebrauchen; um sie wieder in mein Haus zu nehmen, hätte sie mir einen zu ungünstigen Eindruck gemacht und weitere Briefe an mich würde sie uneröffnet zurückerkhalten.

Es kamen dann noch mehrere Briefe von ihr, die alle zurückgingen, es kam ein dickes Packet, das auch zurückging, einige Postkarten, auf die keine Antwort erfolgte, endlich ein ziemlich dicker Brief, mit einer von unbekannter Hand

geschriebenen Adresse und der Postmarke eines anderen Landes. Da ich als Schriftstellerin alle möglichen Sendungen bekomme, öffnete ich ihn, — ein Brief von ihr lag darin und das kleine Päckchen meiner eigenen Briefe.



## IV.

Hiermit begann eine neue Phase. In ihrem Schreiben postete sie damit, mir meine Briefe zurückzuschicken, was mich gar nicht gefangen nahm, denn sie hätte sie meinetwegen ebenso gut behalten können. Bald kam abermals ein Brief von ihr, — wieder von einem anderen Ort und wieder mit einer anderen Handschrift auf der Adresse, dann noch einer und wieder einer, nur daß jedesmal die Absendungsorte und die Handschriften auf den Adressen wechselten.

Der Inhalt war unveränderlich derselbe: was sie gethan hätte, hätte sie „aus Liebe“ gethan, sie sei schmählich verkannt worden, sie hätte ihr ganzes Herz dargebracht, sie hätte alles für mich opfern wollen; sie wolle sich nicht aufdrängen, sie warte ab, bis ich einsehen würde, daß ihre Liebe rein und edel war; ich hätte ihr Leben zerstört, sie sei aus Gemütsbewegung schwer krank geworden, sie hätte fast ihren Platz verloren, sie könne aber nun wieder auf demselben bleiben, so lange sie wolle u. s. w.

Zwischen diese Briefe schoben sich dann Schreiben ihrer „Freundinnen“ an mich ein. Es tauchten unbekannte „Lehrerinnen“ aus verschiedenen Gegenden des Reiches auf, die mir die bittersten Vorwürfe über meine Hartherzigkeit gegen Fräulein Schrieking machten und sich feierlich für die Reinheit ihres Charakters und ihrer Absichten verbürgten. Sogar die herrschaftliche Köchin mischte sich ein, um mir in beweglichen Worten zu versichern, daß das Fräulein, seitdem sie von dem Besuch in Schliersee zurückgekommen, gar nichts mehr esse und einen geheimen Kummer haben müsse. Ein Zeitungsredakteur versuchte meinen Gatten in ihrem Interesse zu rühren. Als alles nichts half und auch ein Stück Lebensabriß, von ihr selbst geschrieben, voll von den wildesten Verwünschungen gegen die Erziehungsanstalt, in der sie aufgewachsen, und natürlich unter anderer Handschrift auf der Adresse eingeschmuggelt, nichts fruchtete, trat eine Weile Stille ein. Dann kam unter den vielen Büchersendungen, die wir empfangen, ein Buch mit dem Titel: „Mann und Weib“, ich glaube, der Autorname war Bettac, — beim Durchblättern fand ich einige Papierstreifchen eingeklebt, auf denen geschrieben stand: „Die Dame aus S . . . . ., es war —“ die weiteren Worte waren sorgfältig, zur Erregung der Neugier, wieder ausgestrichen.

Und endlich kam der entscheidende Brief. Er kam vom

Rhein und schlich sich unter der bekannten äußeren Deckung ein. Als ich ihn öffnete, stand darin in drohendem Ton:

„Ich werde mich zu erinnern wissen, daß sie mir nach Schweden geschrieben habe: wie würde Ihnen sein, wenn Ihre Mutter plötzlich stirbe? Meine Mutter sei bald darauf plötzlich gestorben — sie, Fräulein Shriefing — sei zuweilen hellsehend . . .“

Diese versteckte Anspielung ließ sich nicht mißdeuten; sie stimmte ja gut mit der Medicamentensendung und Mittel-Empfehlung überein; auch damit, daß sie mich in Schliersee nach meiner Mutter ausgefragt. Ich begriff ja auch nach und nach, welche Art „Liebe“ gemeint gewesen war, — die „Liebe“, die desto mehr „züchtigt“, je mehr sie liebt, die so unendlich „liebt“, daß sie einem die Krone des Martyriums „aus Liebe“ verschaffen würde.

Nur daß diese — Liebe an mir verloren war.

Die Zeiten, in die diese Briefe fielen, waren die der zunehmenden materiellen Bedrängniß und des endlichen äußersten und wörtlichsten Kampfes ums Dasein für uns. Auch Krankheit kam uns beiden immer Gesunden in verschiedener Weise und mit überraschender Plötzlichkeit. Auf einem der Höhepunkte dieser Lage ließ dann nach langer Pause Fräulein Shriefing plötzlich von sich hören. Unter der Aufschrift, durch die so viele Garin-Briefe aus Regensburg zu uns gekommen,

kam — einliegend — ein Brief von ihr an den Gastfreund in Regensburg, bei dem wir auf unserer Reise nach Schweden Rast gemacht. Sie redete ihn mit pathetischen Worten in diesem Brief als ihren langjährigen, innigverbundenen Freund an und versicherte ihn derselben unwandelbaren „Liebe“, die sie für uns hegte.

Seitdem ist die Spur dieses „Mädchens aus der Fremde“ verschwunden.



II.

**Die kleine Sanny.**

Eine Cousinengeschichte.





Manchmal kommt sie mir noch in's Gedächtnis — wenn mich etwas sehr, sehr weit zurückerinnert, an jene ersten unbewußten Jugendzeiten, für die man noch nicht alt genug ist, damit sie einem wieder ganz gesellig und vertraut werden, wie eine alltägliche Begleitung, in der man sich eingewöhnt hat zu leben; und für die man auch nicht mehr jung genug ist, um noch damit verbunden und eins zu sein, unabgeschieden und ungespalten. Man vergißt nie gründlicher als in dem Alter, wo alle Lebenskräfte sich auf das Best concentrieren und wo man am intensivsten im Augenblick lebt, — und doch nicht intensiv lebt, denn man ist einfach zu sehr auf den Moment beschränkt. Und man kann nichts dafür, es ist keine freie Wahl; man möchte es viel lieber anders haben. Aber die Außenwelt und die Umstände, an denen man so unschuldig ist und über die man so wenig Macht hat, wie ein neugeborenes Kind, haben einen gefaßt und man muß seinen Dienst thun, ob man auch manchmal

so müde ist, daß man zu sich selbst sagt: nun kann ich nicht mehr! Es gibt kein Stillstehen, man muß können. Es gibt kein Ausruhen, es gibt kein Sichsammeln im Zurücksehen.

Aber manchmal taucht, während das Triebrad schnurrt, etwas auf, das einen taub macht gegen seinen Lärm, das alles um einen herum wegwischt und auslöscht und einen weit da hin zurückversetzt, wo man sich so sehnte, herauszukommen aus dem Stillstand, wie jetzt aus dem schnurrenden Triebrad.

Was dieses Etwas ist, das wie ein Schwamm über die ganze Tafel der Gegenwart fährt? Es kann allerlei sein, ein Laut, ein Klang, ein Gesicht, das auf der Straße an einem vorüberstreicht und eine Ähnlichkeit wachruft, eine Erinnerung auslöst, eine Person lebendig macht, die wir längst vergessen glaubten. Aber dies sind doch nicht die starken, wesentlich auf das Gedächtnis wirkenden Eindrücke, wenigstens nicht für mich. Wo die Wirkung ganz intensiv, ganz spontan und so unmittelbar einschneidend ist, daß sie wie eine Vision wirkt, da kommt sie durch den Geruch. Die Nuance eines Duftes kann mich um zwanzig und mehr Jahre in ein ganz bestimmtes Milieu zurückversetzen, an ganz bestimmte Vorgänge und Ereignisse erinnern, von denen ich längst jede Ahnung verloren. Der Geruch löst sich aus — und das Bild ist da.

Ich begreife nicht, wie man einen Menschen lieben kann, der einem nicht angenehm riecht. Es ist keineswegs genug, daß er einem nicht unangenehm riecht, der indifferente Geruch steht schon auf einer bedenklichen Grenze, — Gleichgiltigkeit kann leicht zur Aversion werden. Nein, er muß einem einfach angenehm riechen, so daß man seine Atmosphäre nicht entbehren möchte, wie man einen Wohlgeruch nicht gern entschwinden läßt. Um auf das Moralgebiet überzugehen und gleich einen nützlichen Wink an diese allgemeine Betrachtung zu knüpfen: wenn die jungen Männer und Mädchen, die sich heiraten wollen, einmal lieber ihrer Nase als ihren Augen vertrauen und Acht darauf geben möchten, was dies gewöhnlich nur auf seine Form geschätzte Organ ihnen zuflüstert, — es würde viel weniger mißglückte Ehen, mißrathene Kinder und verzanfte Eheleute geben, als man gegenwärtig in allen Ständen, Klassen, Racen und Confessionen findet.

Es war wohl ein Duft, der sie mir wieder in's Gedächtnis zurückrief. Vielleicht der Duft von verbranntem Tannenreisig und verkohlenden Tannenzapfen, in den, wenn das Harz zu schmelzen anfängt, jene unbeschreibliche Nuance hineinkommt, die mich dann sofort an frisch über verkohlendem Tannenreisig geräucherte „Brätlinge“ erinnert, gegen die nach meinem Dafürhalten Kieler Sprotten gar nichts sind. Denn Kieler Sprotten kriegt man nur kalt, in Holzkästchen,

und ich habe sie als Kind nie gegessen, weil ich sie gar nicht kannte, aber Brätlinge, die holte ich mir warm, mit Schlangenfraut zugedeckt und mit grobem Salz bestreut, aus den Räucherhütten bei den Bauern. Wenn aus den kleinen, schwarzen, mit grünem Moos bedeckten Hüttchen am Fichtenwald hinter der weißen Düne der Rauch aufstieg, bläulich und wundervoll duftend, dann wußte ich, es war Zeit, und wanderte auf ihn zu. Und dabei wanderte sie vielleicht zum ersten Mal neben mir — die kleine Fanny.

Neulich roch ich diesen Duft von brennenden Tannenreisern in einer Straße, durch die ich ging, in der von den weißen Dünen des Rigaschen Busens ziemlich weit abgelegenen Stadt München. Da tauchte sie vor mir auf, die viele Jahre lang vergessene kleine Fanny.

Und da fiel es mir ein und fiel es mir aufs Herz, als ob ich das jetzt eben erst gehört und gar nicht früher gewußt hätte, daß sie todt ist, die kleine Fanny.

Sie war eine entfernte Verwandte, wenn man das so nennen kann, — denn es war keine Blutsverwandtschaft, nur eine angeheiratete, durch den Schwager von einer Tante. Und man hat eigentlich schon genug zu thun, wenn man nur Ordnung und Ueberblick über seine Blutsverwandtschaft halten will, wobei man sich noch nicht einmal nach der Spindel-seite zu verflüchtigen braucht, es ist einfach genug, wenn man sich

an den Vaternamen hält und da, bei erwachendem Interesse für die Genealogie, den Verzweigungen nachspürt. So etwas fällt einem in der Jugend gar nicht ein, da beeilt man sich nur, alles zu vergessen, was die guten Eltern, Tanten und Onkel einem erzählt und unter sich besprochen haben. Aber wie gesagt: hier ein Duft und dort ein Gesicht und da eine Zeitungsnotiz und es sammelt sich alles so nach und nach wieder im Gedächtnis. Eine Person mit gesunden Instincten hält natürlich zuerst darauf, ihren eigenen Namen zu Ansehen zu bringen, ehe sie sich nach dem Ansehen ihrer Verwandten umschaut und es controllirt. So war ich von meinem ersten Versuch mit dem Namen Marholm an, den ich mir selbst zugelegt, da mein Vater seinen Familiennamen nicht an meine jugendlichen Schreibereien riskieren wollte, darauf bedacht, diesen Namen mit Ehren und einigem Ansehen zu führen. Es ist nun zweiundzwanzig Jahre her, daß ich ihn zuerst annahm; ich glaube, ich habe ihn mit Ehren und nicht ganz ohne Ansehen geführt. Aber eines Tages tritt dann endlich auch der Umstand ein, der einen an den halbverگessenen Vatersnamen erinnert — und sei dieser Umstand auch nur der Geruch eines getheerten Tau's.

Es kann aber auch eine Zeitungsnotiz sein. So eine Notiz an und für sich ist auch noch nichts; über wieviel hundert Zeitungsnotizen lesen wir nicht hinweg, selbst wenn

sie uns ganz interessante Aufschlüsse geben könnten oder uns selbst direct oder indirect berühren. Der Leitungsdraht in unser Bewußtsein tritt eben nicht in Function. Aber man riecht dabei zufällig irgend etwas, was die Erinnerung auslöst — und gleich functioniert die Leitung.

Man hat herkömmlicher Weise immer zumeist die Blinden bedauert, deren Zahl doch verhältnißmäßig recht klein ist. Wie viel zahlreicher sind aber die Menschen, die nicht riechen können, oder die nur ungenügend riechen können. Sie sind in vielen Fällen noch viel hilfloser. Sie sehen, sie hören, sie fühlen, aber sie riechen nicht, — was für Sinnes-täuschungen, was für verhängnisvolle Irrthümer kann das für die anderen Organe und die ganze Basis, auf die ein Mensch sein Leben aufbaut, nicht nach sich ziehen! Eine inwendig verstopfte oder verkümmerte Nase, — das ist einfach, und nicht bloß unter den Thieren, das Fatum.

Die Familie, von der ich abstamme, hat keine schöngeformten Nasen. Der Familienname ist M o h r und der Familientypus ist auch gemildert mohrenhaft, was die Vermuthung aufkommen läßt, daß vor Jahrhunderten einmal ein Mohr der Gründer des Geschlechtes gewesen. Meines Vaters Vater war Apotheker in Nykjöbing auf Falster und vererbte den Familientypus in gerader Linie auf mich. Meiner Mutter Vater war ein Bergmannssohn aus Clausthal am

Sarz Namens Andreas Röder und in meiner Kindheit wurde in Familien- und Bekanntenkreisen viel von den „Röder'schen Nasen“ gesprochen, weil sie so difficil gegen unangenehme Gerüche waren und eine besondere Fähigkeit besaßen, auch die schwächsten Nuancen übler Gerüche und die zartesten entschwindenden Unlustdünste aufzuspüren und genau nach Entstehung, Beschaffenheit und etwaiger Zusammensetzung zu classificieren. Diese unangenehm scharforganisierten Röder'schen Nasen waren gar nicht beliebt und das hatte wieder zur Folge, daß sich dieser Sinn noch verschärfte, so daß ich mir das Erinnerungsbild meiner Mutter nicht leicht ohne gerümpfte Nase vergegenwärtigen kann. In ihrem Alter nahm doch dieser Sinn ab, was auch auf ihren Umgang eine nachtheilige Wirkung hatte, so daß sich Leute bei ihr einschlichen, denen sie früher gleich ihren unerfreulichen „Seelenduft“ angemerkt hätte. Vielleicht lebte sie noch, wenn sie bis in ihr Alter ungeschwächt scharf hätte riechen können.

So ging ich eines Tags daher in der Binnenstadt München und roch durch irgend eine Thüröffnung den seltenen Duft eines getheerten Tau's. Und im selben Moment stand mir eine Scene aus meiner Kindheit vor Augen, wo ich als kleines Mädel mit den Masern zu Bett lag, während ein großer, schwerer, breiter Mann mit einem gutmüthigen Mohrengeichte neben meinem Vater vor meinem

Bette stand und sich mit ihm in einer fremden Sprache unterhielt.

Das war der Mohr aus Bergen.

Der Mohr aus Bergen war Keepschläger, d. h. er machte Stricke, Taue, Bindsaden und dergleichen, womit man Schiffe aufstakelt und woran lebensmüde oder in eine unangenehme Lage gerathene Menschen sich aufhängen können. Er war den weiten Seeweg von der Handelsstadt Bergen zur Handelsstadt Riga gereist, um meinen Vater und dessen Bruder zu besuchen, die seine leiblichen Vettern waren. Der Bruder des Keepschlägers war der große Mohr von Bergen, der Chef des Handelshauses Mohr in Bergen, und dessen Sohn hat nun in den letzten Jahren zu wiederholten Malen die Ehre und Auszeichnung gehabt, den Besuch des deutschen Kaisers bei dessen Nordlandsfahrten zu empfangen und ihn als deutscher Consul in seinem Hause zu bewirthen.

Solche Verwandte zu haben, wenn man sich selbst einen ganz angesehenen und ziemlich weit verbreiteten Namen erworben hat, das ist doch eigentlich gar keine Kleinigkeit.

Die Mohrs waren Generationen lang Apotheker oder Kaufleute. Der erste Mohr im Norden, Stammvater der Apothekerlinie, von der mein Vater stammt, der als jüngerer Sohn freilich nicht Apotheker, sondern Schiffscapitain wurde, kam vor mehr als hundert Jahren vom Rhein als Apo-

thefer nach Nykjöbing in Dänemark und das Geschlecht verzweigte sich dann in das dänische, das noch in Kopenhagen floriert, und das so hoch ausgezeichnete norwegische in Bergen. Mein Vater und sein Bruder, der auch ein Handelshaus gründete, wanderten nach Riga aus. Und siehe, eines Tages erzählte mir Hg. Baumgarten, der das doch wissen muß, am Rhein floriere noch heute die Familie Mohr und am Marktplatz in Coblenz sei noch heute ein Mohr der Inhaber der Apotheke und das ganze Geschlecht sei katholisch.

Da begriff ich, warum mir die Conversion so leicht gefallen war. Es war einfach die Rückkehr zu einer alten Gewöhnung. Alle Mohren waren von Alters her katholisch gewesen und erst der nach Norden ausgewanderte Zweig hatte das aus Opportunitätsgründen abgelegt.

Und die Röders, — das Bergmannsgeschlecht aus dem Claußthal? Die Claußthaler Bergleute sollen einmal aus Oberdeutschland ausgewandert sein. Ueber sie bin ich sehr schlecht unterrichtet. Aber soviel ist sicher — als mein Großvater im Sterben lag, ließ meine Mutter in der kleinen katholischen Kirche in Riga, die eigentlich nur aus einer polnischen Gemeinde bestand, eine Messe lesen. Eine sonderbare Handlung in dem streng protestantisch-indifferenten Riga. Waren am Ende sogar die „Röderschen“ Nasen von Haus aus katholisch?

Das Messeseelenlassen kam doch nur dies eine Mal vor. Denn meine Mutter, die damals noch ein junges Mädchen war, kam mit dem Eindruck nach Hause, der Caplan sei „zu freundlich“ gewesen, und das war ein Verstoß gegen eine Riga'sche und protestantische Bürgerstochter, der nach Maßgabe der Kräfte geahndet werden mußte. Die Frage, ob „die Röder'schen Nasen“ ursprünglich katholisch waren, bleibt daher eine offene, ganz sicher aber ist es, daß sie in nicht unbedeutendem Grade kritische Nasen waren. Diese angeborene Gabe der Kritik übten sie zuvörderst in ihrer nächsten Umgebung und zwar in der genauen Abwägung der verwandtschaftlichen Grade und Würdigkeiten. Die beiden Junggesellen Mohr, deren einen meine Mutter heiratete, bedeuteten in ihren Augen nicht viel, denn es waren keine Rigenjer, oder „Rijenser“, wie man auf gut rigisch in einem leichten Anflug an den preußischen Dialect sagte. Diesen Anflug muß man doch nicht so auffassen, als ob man damals das Preußenthum liebte. Im Gegentheil, man kannte es nur als Aepfelhändler, als Birthe und Mädchen in den „Häusern an der Wiese“ und in anderen discreten und auf schreiende Zungenfertigkeit angewiesenen Existenzen. „Er ist ein Preiß“ war ein bedenkliches Wort, — nach dem Kriege von 1870 änderte sich ja das mit vielem anderen.

Wirklich angenehm dufteten für die „Röder'schen Nasen“

nur die alten und eingeborenen Familien, zu denen man doch zu seinem stillen Leidwesen nicht gehörte. Freilich war man auch nicht erste Generation; der Vater bereits war jung eingewandert. Dagegen wäre es wünschenswert gewesen, daß er es zu einer höheren Lebensstellung denn zum Schornsteinfegermeister gebracht hätte, wenn er auch nach der damaligen Zunftordnung dabei der erste der Stadt war. Auch verheiratet hatte man sich nicht so, wie es der eigenen Würde und einer geborenen „Rijenserin“ entsprechend war; mein Vater war bloß ein „Ausländer“ und meine Tante mütterlicherseits kränkte sich immer darüber, daß ihr Gatte nur eine Destillation für Liqueure und Getränke hatte, denn damals und in Riga konnte man dafür noch nicht wie der selige Gilka Commerzienrath werden.



## II.

In dem Hause dieser Tante erschien zuweilen ein kleines Mädchen von großer Schönheit unter einer großen Schaar von Geschwistern, von denen ein paar schwachsinzig und die übrigen normales Mittelmaß waren. Den „Köder'schen Nasen“ roch die ganze Familie nicht recht gut, denn sie war sowohl eingewandert wie angeheiratet, wenn sie auch nicht

weiter als aus Kronstadt gekommen war. Aber das war es eben — Kronstadt war nicht mehr „unser Land“, es hatte gar keinen Sinn, von dorthier nach Riga zu kommen. Es fehlte für die „eingeborenen Rижenser“ einfach die ratio sufficiens für diese Handlungsweise.

Das kleine schöne Mädchen hatte einen großen eleganten Vater, über dessen „Seelenduft“ die Röderrischen Nasen nicht recht in's Reine kommen konnten. Da es ausschließlich die weiblichen Nasen der Familie waren, die für ihren feinen Geruchsfinn berühmt und wegen ihres kritischen Unterscheidungsvermögens gefürchtet waren, so blieben sie, jedenfalls in der jüngeren und leichtsinnigeren Linie, von dem „vortheilhaften Neußeren“ des kinderreichen Vaters nicht unbestochen, und eine kleine Curmacherei entspann sich, die nur wieder dieser Kinderreichthum durch unangenehme Nebendüfte beeinträchtigte. Die Gattin des eleganten Vaters kam dabei als ein kleines allzu fleißiges Huhn gar nicht in Betracht. Aber bald hatten die feinen schwesterlichen Nasen es heraus, daß der schöne Kindervater „auf unsicheren Füßen stand“. Daraus schlossen sie, worin ihnen auch die Erfahrung recht gab, daß er mit Cautionen und anderen Unvorsichtigkeiten seinen destillierenden Bruder in seine eigene fragwürdige Existenz verwickeln könne, und aus dieser richtigen Voraussicht löste sich als factisches und „psychologisch interessantes“ Re-

sultat (wie man in belesenen Riga'schen Kaffeekränzchen sagte) eine ausgesprochene und unüberwindliche Abneigung gegen seine Kinder-schaar aus.

Als ich mit dem kleinen schönen Mädchen zum ersten Mal „Freundin“ wurde, war es „am Strande“. Dort lebte alles, was Küder hieß, und zahlreich war es nicht, mit Ehemännern und Nachkommenschaft jeden Sommer einträchtig in demselben Strandhause, dessen Veranda an der Außenseite eine Laube von blühenden Hortensien bildete. Die kleine Fanny wurde von ihrem Vater hingbracht und dortgelassen. Sie bot mir gleich aus einer großen Düte mit Himbeerbombons zu naschen an, die schon fast leer und in ihrer Tasche gut durchgewärmt worden war. Ich half ihr dafür am Abend auf zwei zusammengeschobenen Lehnstühlen, die mit Kissen und Unterpfühl aufgepolstert waren, zu Bette gehen, und es war keine Kleinigkeit, sich da hineinzulegen, ohne die Stühle auseinanderzuschieben und zwischen ihnen durchzufallen. Bettstellen gab es nicht viele draußen; man schlief auf Rahmen, die auf Holzpflocken ruhten, auf zusammengeschobenen Stühlen, im Sophakasten, auf dem abgehobenen Sophapolster u. s. w. Es war doch wunderschön, denn man war auf dem Lande.

Das Haus lag — in einer langen Reihe mit anderen Häusern — im schmalen Waldstreifen, den die Düne hinten

und die Na vorne begrenzen. Die Küche lag — ein kleines hölzernes Häuschen — ein gut Stück vom Wohnhause entfernt und ein Brettersteg führte, an einigen Flieder- und Vogelbeerbäumen vorüber, dorthin. Da konnte man dann schön hin und her laufen und helfen, wenn es regnete, die dampfenden Speisen in möglichster Geschwindigkeit auf die Veranda, wo gegessen wurde, zu befördern. Und gegessen wurde gründlich und häufig, — an den Sonn- und Festtagen that man eigentlich gar nichts anderes als essen. Hinter der Küche fing schon gleich der Dünenstrand an und war man auf die Höhe der Düne durch den tiefen Sand gewatet, so lag vor einem das Meer, unendlich und hellblau, ohne andere Grenzen als die Horizontlinie, an der, kaum unterscheidbar, die Segel der Schiffe dahinzogen, die nach der Bolderaa hineinwolten, dem Vorhafen von Riga. Da standen die kleine Fanny und ich und überlegten, ob das Schiff meines Vaters auch mit darunter war, wenn er heimewartet wurde. Und dazu war die Luft voll von dem schweren harzigen Duft der in der Sonnengluth schwebenden Tannen und dem scharfen, feuchten Geruch des braunen ausgespülten Seetangs, und wir liefen hinunter und suchten Muscheln an der feuchten Wassergrenze, bis wir von dem leuchtenden Blau des Meeres und dem weißlichen Glanz des heißen Himmels und dem gelben Glühen des Dünenstrandes, der wie Wüstenstrand leuchtete, müde

und schläfrig wurden und über die Anhöhe zurückwateten, dann hinunter zur Küche und über den Brettersteg an den rothen Vogelbeeren vorbei zum Hause rannten, daß die Hühner freischend aus dem Wege stoben, und erst wieder „auspusteten“, als der lange ruhige blaue Streifen der Na vor uns lag.

Auf dieser Seite roch es ganz anders. Hier duftete der Boden so stark von Haidekraut und „Strickbeeren“ — wie man auf baltisch die Preiselbeeren nannte —, daß man schon am frühen Morgen bei geschlossenen Fenstern von diesem wundervollen Duft ebenso geweckt wurde wie von den gelben Ringen und Flecken, die die Sonne auf den weißen Fenster-  
vorhang malte und die in uns mit diesem Duft zu einem ganz besonderen Gefühl des Behagens zusammenschmolzen. Ueber diesen duftenden Boden die rothen reifen Strickbeeren zum sofortigen Verspeisen abzupfend, wanderten wir beide dann zur Na, nachdem uns der Kaffeeduft aus der Küche davon überzeugt hatte, daß es nun bald fünf Uhr wäre und die Dampfboote aus der Stadt mit den heimkehrenden Familienvätern und solchen, die es werden wollten, vorüberkommen würden. An dem hohen, abschüssigen, Tannen- und Fichtenbestandenen Ufer der Na hatte jedes Haus seine eigene Bank, von wo dann und wann eine Verlobte dem Dampfboot hoffnungsvoll zuwinkte, denn an sehr hellen Tagen ließen sich die Passagiere auf demselben erkennen, obgleich der Strom breit

war und die Kielfurche sich in der Mitte befand. Gefühlsausbrüche mit wehenden Taschentüchern wurden aber doch weder an Bräuten noch an Kindern gern gesehen, — Gefühle kamen überhaupt unter den „Rijensern“ nicht leicht anders als gezwungen und mit einem Anflug von Unwahrscheinlichkeit zum Ausdruck.

Hatte dann das Dampfboot angelegt, — erst die „Communication“, dann die „Undine“, mit der nur die feinen Leute fuhren, dann der „Vorwärts“, der die Markthändler nach Mitau weiterführte, — dann standen wir noch und sahen zu, wie die von den Rädern aufgewühlten Wellen erst heftig und gerippt, dann zahmer und schwächer am Ufer ausrollten, und warteten unterdessen, ob der Onkel auftauchen würde. Wir Kinder waren angehalten, ihm dann glücklich entgegenzulaufen, unsere Mäulchen hinzuhalten und ihm alles Gepäck gewaltsam wegzuzerren, — lauter Zärtlichkeitsbezeugungen, in denen die kleine sanfte Fanny es viel weiter gebracht hatte als ich, — die wir aber beide gleich wenig liebten und die uns in dem gutmüthigen Onkel lebenslang eine Person sehen ließen, der man soviel wie möglich aus dem Wege ging. Während wir so warteten, schauten wir dann über die Na hinüber nach dem grünen Holm, auf den das Licht der Abendsonne herabzusinken anfang, so daß die Wiesen hellgrün aufleuchteten und die niedrigen Bauernhütten sich scharf

zeichneten. Ledige Pferde trabten wiehernd da umher und die rothen und fleckigen Kühe grasten beschaulich.

Hinter dem Holm ging ein Seitenarm der Aa herum, dessen Wasser man zuweilen aufblinken sah, und hinter dem Wasser zeichnete sich zackig und schwarz die Horizontlinie mächtiger Wälder, über denen an besonders heißen Sommern eine Rauchwolke lagerte, die abends roth leuchtete — und das bedeutete Waldbrand.

Kam der Onkel nicht, dann gingen die kleine Fanny und ich sehr viel munterer wieder nach Hause zurück und tranken unsern „Strandkaffee“, d. h. havarirten Kaffee, der zum Verbrauch am Strande eingekauft wurde, aus hohen schmalen Strandtassen, die sich nicht für die Stadt qualifizierten und darum immer draußen gelassen wurden, aßen Franzbröte und Wasserkringel mit Butter dazu und freuten uns still, daß alles so schön war.

Solange die kleine Fanny da war, die als Gast nichts zu thun hatte, brauchte ich weder im Zimmer zu sitzen und an dem ewigen baumwollenen Strumpf zu stricken, dessen feine Nadeln von meinen vor Ungeduld schwitzenden Fingern rostig wurden, noch holte mich meine Mutter in ihr Refugium in der Dachstube hinaus, „damit ich bei ihr bliebe,“ was mir so herzbrechend schwer wurde, denn sie sperrte sich dort oft ganze Tage lang bei dem schönsten Wetter ein, „um

allein zu sein," und nähte dann an Unterröcken oder sonstigen Kleidungsstücken mit solcher Gründlichkeit, daß es später beim Ummachen gar nicht aufzutrennen war. „Ordnung“ und „Gründlichkeit“ sollte ich bei solchen Séancen auch lernen und wenn ich dazu kein entgegenkommendes Gesicht machte, während draußen die Vögel sangen, dann war ich kein „gutes Kind“.

Die kleine Fanny verstand es viel besser als ich, mit Onkeln, Tanten und sogar mit meiner Mutter fertig zu werden. Sie sah alle mit ihren großen, schwermüthigen braunen Augen freundlich und bescheiden an, kam allen einschmeichelnd entgegen, hatte keine Launen, keine Wünsche, zeigte keine Eigenthümlichkeiten und machte keine Ansprüche. Als das schönste Kind unter ihren vielen Geschwistern war sie von der Wiege ab verhätschelt worden, sie war der erklärte Liebling ihres eleganten Vaters und der schöne Mann zeigte sich gern mit der schönen kleinen Tochter, die selbstverständlich dazu auch immer die schönsten Kleider unter ihren vielen Geschwistern erhielt. Alle Gäste, welche auf Besuch kamen, wollten sie auf den Schooß nehmen und die kleine Fanny saß auf allen Knien, immer gleich artig, immer gleich bescheiden, wie ein kleiner leichter Vogel mit feinen Knöchelchen und dünnen Flügelchen, und immer zugleich mit jener unbeschreiblichen, graziösen und selbstzufriedenen Würde, die einige

Gattungen kleiner Mädchen und kleiner Vögel von Anfang an zu haben pflegen.

Die kleine Fanny und ich geriethen einander nie in die Haare. Ich hatte wohl ein ganz ausgeprägtes Gefühl davon, daß sie langweilig sei, aber das hatte ich leider Gottes so ziemlich Allen meiner Umgebung gegenüber. Am besten ging das noch zu Hause. In der Schule wurde es schon ärger. Lehrerinnen und Mitschülerinnen wurden mir nach kurzen psychologischen Studien ganz schrecklich langweilig und noch langweiliger wurden mir die Kreise, in die ich später nach meinen ersten litterarischen Versuchen die Ehre hatte zu kommen. Das nüchterne, trockene, selbstzufriedene Colonistentemperament ging weder mit dem Erbtheil des Mohrenbluts noch der Röderschen Nasen zusammen. Aber diese kleine Fanny war so sanft, daß ihre Langweiligkeit eigentlich noch ein Charme mehr war. Wir sprachen fast nie zusammen, denn wir hatten gar nichts mit einander zu sprechen, und auf meine gelegentlichen Einfälle und Beobachtungen erwiderte die kleine Fanny gewöhnlich nichts. Da sie aber auch ihren Beobachtungssinn hatte, so merkte sie, daß etwas nicht war, wie es sein sollte. Und eines Tages, während wir unter den Föhren im Dünen-sand nach Glockenblumen suchten, schlug sie mir vor, wir sollten in einer erfundenen Sprache mit einander sprechen und große Damen dabei spielen. Und sie fing gleich an,

mit aufgeblähten Geberden, die sie einigen Schauspielerinnen abguckt hatte, mit denen meine Tante auf den Strandspaziergängen Complimente ausgetauscht, ausländisch zu reden. Sie schnarrte und gurgelte dabei in unverständlichen Lauten, gestikulirte und spazierte und führte sich überhaupt mit großem Geschick ganz „ausländisch“ auf. „Ausländisch“ aber war alles, was nicht streng „wie bei uns“ war. Denn die Rigenser und Rigenserinnen kannten und anerkannten nur eine Sprache und Aussprache, die ihrige, und hatten ein sehr scharfes Ohr für jede Abweichung. Im Nachbarhaus wohnten Russen, und mit Mascha und Cola durften wir manchmal spielen, wenn auch von beiden Seiten die Zurückhaltung zu groß war, als daß ein Umgang hätte entstehen können. Aber wenn wir vom Spielen heimkamen mit einem russischen Accent in unserer Sprache, so wurde das ebenso streng gerügt wie Anläufe, „ausländisch“ zu sprechen.

Morgens wurde in der See gebadet, abends wurde an der See spazieren gegangen. Die „reiche Tante“, wie sie genannt wurde, — obgleich ihr Gatte, der Onkel, noch lange kein Gilka-Onkel war und die Stadt Riga später, um es auch darin Berlin gleichzuthun, einen ganz anderen „Gilka“ als Zierde erhielt, der es zwar nicht zum Commerzienrath aber doch zum Consul brachte, — also die reiche Tante nahm die kleine Fanny und meine Wenigkeit dann gerne mit. Die

kleine Fanny aus Gutmüthigkeit und weil ein so hübsches Kind jede kinderlose Frau kleidet, — mich, weil ich eben „unser Kind“ war, das Kind der gesammten Familie Röder, die, zum Theil wegen Unverheiratetheit und zum Theil wegen Kinderlosigkeit, alle fünf Geschwister zusammen nur mich hatten.

Ich war darum in gewissem Sinne auch nicht weniger verhättselt als die kleine Fanny. Die „reiche Tante“ putzte mich nach besten Kräften, lehrte mich Berschen und das Einmaleins, sowie ein „nettes und einnehmendes Wesen“, wogegen — ich meine das letztere — ich doch bedeutend meine Borsten sträubte; und ein „nettes und einnehmendes Wesen“ nach dem Grundsatz der obligeanten Tante: „man muß gegen Alle freundlich sein,“ ist vielleicht auch am heutigen Tage noch nicht gerade meine „Force“. Weiter lehrte die Tante uns beide in der See baden ohne zu schreien und davonzulaufen und nach dem Bade uns im heißen Sande einzugraben und da hübsch still zu liegen, so daß wir gar nichts anderes zu betrachten hatten als ihre goldenen Armbänder, mit denen sie immer badete und mit denen zusammen sie ihre wohlgebauten Glieder dann auch im Sande vergrub. Hatten wir und sie uns nach einem gründlichen Sand- und Sonnenbade dann endlich angekleidet, so aßen wir Schnitten von mitgebrachtem „Süßfauerbrod“ mit Butter und frischge-

räucherten „Strömlingen“, die ganz was anders Feines sind als „Kieler Bücklinge“, und gingen in dem meist sich um Mittag erhebenden leichten Wind mit bloßen Füßen neben ihr im Sande spazieren. Zu Hause angekommen, stand der Mittagstisch gedeckt und nach dem Mittagessen — während der brütenden Schwüle zwischen 1 und 3 Uhr — verschwand die Tante in ihrem Schlafzimmer und auch die übrigen Hausbewohner veranken in Schummer.

Zu dieser Zeit, wo sich Niemand um uns kümmerte, entschwand auch die kleine Fanny mir gewöhnlich. Ich hatte dann keine Zeit für sie. Ich verspürte nach so vielen körperlichen Genüssen dann das Bedürfnis nach geistiger Nahrung und machte mich über die Leihbibliotheklectüre der Tante her. Jenen Zeiten verdanke ich meine erste Bekanntschaft mit der deutschen Literatur: ich las, oder — falls die Stunden der Einsamkeit dazu nicht reichten — naschte so nach und nach „Die Ritter vom Geist“, deren Schwulst ich langweilig fand, den „Zauberer von Rom“, der mich schon mehr interessirte, und „Die Söhne Pestalozzi's“, deren Caspar Hauser'sches Thema ich noch heute begrüble; den „Ewigen Juden“ hinderte mich meine Mutter näher kennen zu lernen, die einmal früher ausgeschlafen hatte als gewöhnlich und dies Thema besonders gefährlich zu finden schien. Den „Faust“ aber hatte sie auf Wunsch meines Vaters zwischen alten, türkischen Pfeifen, ge-

räucherten halben Lämmern und gewesenen Seemannsstiefeln in der kellerhaft kalten „Handkammer“ in einer Kiste eingeschlossen, wo ich nur ganz zufällig über ihn kam und beschloß, die hauptsächlichsten Partien, wie Stücke vom Prolog und von der Scene im Himmel &c., gleich auswendig zu lernen; auch aus dem zweiten Theil eignete ich mir so Mehreres an, um ein für alle Mal im ungestörten Besiz des Wesentlichen zu sein. So weckend hatten die „Verschen“, die die Tante mich zu allen Geburts- und Namenstagen der Familie einlernen und „aufsagen“ ließ, auf meinen poetischen Sinn gewirkt.

Die kleine Fanny war vielleicht wirklich ein artigeres Kind als ich, — sie hatte schwer lesen gelernt und las niemals aus eigenem Antriebe. Später, als junges Mädchen, wenn ihr „Ueber Land und Meer“ oder „Die Gartenlaube“, die beide die hauptsächlichste periodische Lectüre der Nigenserinnen bildeten, in die Hände kamen, vertiefte sie sich gewöhnlich so gründlich in die erste Toilettenbeschreibung, daß sie gar keine Zeit und auch kein Interesse fand, sich mit den sonstigen Schicksalen der Heldinnen zu beschäftigen. Und das war kein Zeichen von mangelnder Gewecktheit, sondern der Ausdruck angeborener Begabung. Die kleine Fanny war von der Natur aussersehen, nicht nur eine Schönheit, sondern eine Kleider- und Putzmacherin ersten Ranges zu werden. Hätte jemand

sie auf diesem Punkte wirklich verstanden und gefördert, sie lebte sicher heute noch.

Verständniß und Förderung waren nun aber nicht gerade das, was man bei den „Rijensern“ von allen Hecken hätte pflücken können. Dazu hielt man viel zu sehr auf die „Standeswürde“.

Am Abend setzte sich auch die jüngste und unverheiratete Tante in Bewegung. Zum Sonnenuntergang gingen die „guten Familien“ hinunter an den Strand, setzten sich vor die aus vier Bretterwänden und einem Dache zusammengesetzten Badehütten auf die Bank und sahen zu, wie die Sonne unterging. Es gab da auch Badehütten, die bloß aus zusammengeflochtenem Stroh — einfache Strohgarben, zwischen die Stöcke als Querbölzer gesteckt waren — bestanden und vom Winde leicht umgeblasen wurden. Sie gehörten den Juden, die in Dubbeln Erlaubniß hatten zu wohnen, in Majorenhof und den anderen Strandorten aber nicht. Da wir uns gerade auf der Grenze zwischen Dubbeln und Majorenhof befanden, so hatten wir noch den Anblick dieser lächerlichen gelben Hütten, von denen nach jedem Sturm einige umgeweht und bei meist damit verbundenem Austreten der See andere weggeschwemmt waren.

Die jüngste Tante nahm uns gerne mit, da sie es für eine unverheiratete Dame passend fand, Kinder bei sich zu

haben. Es schickte sich nicht, allein auszugehen, und Kinder waren, wenn man ausging, um sich den Hof machen zu lassen, bedeutend angenehmere Ehrenwachen als Erwachsene.

Ich war immer ganz glücklich, wenn ich die Sonne untergehen sehen konnte. Ich konnte mich nicht sattsehen an der tiefen dunklen Gluth des gewaltigen rothen Balles. Das bedeutete heiße Tage und dann waren die Abende drückend schwül. Aber noch schöner war es, wenn sie unterging als ein einziger gelbleuchtender Strahlenkranz, der sich über den ganzen Horizont und bis weit in die Föhrenwälder an den Dünenabhängen ausbreitete. War sie untergegangen, so schwammen an der Horizontlinie leuchtende gelbe und rosenrothe langgestreckte Wolkenschiffe herauf, und die zogen zu glänzenden weißen Inseln, und da wußte ich, was Göthe gemeint hatte mit den seligen Inseln, und mein kleines Herz schwoll vor Sehnsucht, wegzukommen, dahin zu gehen, wo die Sonne unterging und die leuchtenden Boote zu den glänzend weißen Friedensinseln schifften. Denn dies Land, wo ich wandelte, diesen Boden und diese Wälder und dies Meer und diese Dünen liebte ich sehr, — aber die Menschen, die vor diesen Hütten saßen und gleichgiltig die Sonne untergehen sahen, und die „guten Familien“, die hier mit so strengem Rangbewußtsein spazieren gingen, daß meine Tante ganz aufgeblasen wurde, wenn einer der Söhne aus den „alten“

Familien in Abwesenheit seiner Schwestern ihr durch ein Hütziehen zu verstehen gab, daß sie seit dem „Börsenball“ seinem Gedächtniß nicht entschwunden sei, — diese Menschen, an die konnte ich mich nicht gewöhnen.

Manchmal ärgerte sich meine Tante darüber und nannte mich ein „unausstehliches Balg“, während die kleine Fanny gelobt wurde als ein „nettes und freundliches Kind“. Aber auch das Lob ihrer Schönheit und Freundlichkeit brachte die kleine Fanny nicht aus dem Gleichgewicht. Sie ging mit ihrem unerschütterlichen stillen Selbstbewußtsein durch alle Lebensklippen und trübte nie ein Wässerchen.

Begegnete der Tante ein Herr, auf dessen „Auszeichnungen“ sie Wert legte, so blieb sie stehen, um sich von ihm „auszeichnen“ zu lassen und den Neid ihrer vorübergehenden Ballfreundinnen zu erregen. Sich von einem Herrn eine Strecke begleiten zu lassen, schickte sich nicht, — es that es auch nicht leicht einer, denn er hätte damit „ernste Absichten“ vor einer großen Aufpassermenge declarirt, die einzulösen gewesen wären; und sich verloben that Keiner, ohne daß „etwas zu erwarten war“, jedenfalls Keiner aus den „guten Familien“.

Konnte die Tante uns so auf eine Viertelstunde entbehren, so liefen wir zu den Booten und sahen zu, wie die Fischer sie zum Nachtfischen von der Düne in's Wasser schoben. Dabei waren Männer, Weiber und Kinder thätig, die Männer

in bis über die Knie aufgekrempten Hosen und bloßen Beinen, die Frauen in gleichfalls bis über die Knie aufgebundenen Röcken und die Kinder mit den flachsweißen Haaren und den hellblauen Augen natürlich ebenso. Das waren keine „deutschen Leute“ und darum kümmerte sich Niemand um sie und sie verhielten sich auch so still und unsichtbar, daß ich mich, wenn sie abends, um in See zu gehen, bei ihren Booten auftauchten, immer fragte: wo wohnen sie denn? Ja, wo sie wohnten, das wußte Keiner. Ihre Häuser und Küchen vermietheten sie für den Sommer an die Nigenjer und danach sah man von ihnen nichts weiter als ihre Kinder, die nach gutem Fischfang — oft fingen sie gar nichts, da sie in ihren gebrechlichen Booten nur Küstenfischerei betreiben konnten — von Haus zu Haus liefen, ohne Schuhe und Mützen, und die frischen oder geräucherten Strömlinge, Brätlinge oder Butten, handweise an Bast gereiht, zum Kaufe ausboten. Da bekam man für einige Kopelen die herrlichsten Fische und alle Hausfrauen hielten darauf, daß ordentlich gehandelt, d. h. der Preis nach Kräften heruntergedrückt wurde. Hatten sie alles verkauft, so verschwanden sie wieder mit ihren leeren Körben und nur ganz zufällig konnte man bei weiteren Spaziergängen aus einer Dünen Schlucht ein Räuchlein aufsteigen sehen, und wenn man ihm nachging, eine Hütte entdecken, in der so eine Fischerfamilie, wenn es hoch kam mit einem Schwein als

Hausthier, residirte. Sie redeten Niemand an und Niemand redete sie an. Sie konnten auch kein Deutsch, denn die Deutschen verstanden alle genügend lettisch, das sie schon als Kinder nach dem Beispiel der Eltern mit den Dienstboten sprachen, damit die Letten kein Deutsch zu lernen brauchten.

Wenn dann die Sonne untergegangen war, der Himmel sich aus flammendem Roth in Violett und endlich in zartes Grün und bleiches Gelb verfärbt hatte und die Boote in der Ferne auf dem eisengrauen Meer verschwunden waren, das eine kleine Abendbrise zackig riffte, dann gingen wir heim, alle drei schweigjam, denn mit dem Abend sank die sehnsuchtsvolle Schwermuth herab und breitete sich still über die fahlen Dünen und den dunkelnden Wald.



### III.

Nach diesem Sommer sah ich die kleine Fanny jahrelang nicht mehr, und als ich sie wieder sah, war sie ein erwachsenes kleines Fräulein mit schöngestecktem Haar und langen hellbraunen Locken am Rücken hinunter.

Sie saß am Clavier und spielte mit ihren kleinen Händen eine einfache Melodie und sang mit ihrer kleinen, etwas zitternden, schüchternen Stimme dazu:

„Wie die Blümlein draußen zittern  
 In der Abendlüfte Weh'n —  
 Und du willst mir's Herz verbittern,  
 Und du willst schon wieder gehn.“

Sie sang es so klagend und mit so brechendem Stimmchen, daß mir, die ich nun auch ein erwachsenes Mädchen war, ganz weh dabei um's Herz wurde. Niemand hatte sie singen gelehrt, und wo sie das Clavierspielen her hatte, wußte man auch nicht recht, denn seit Jahren war sie nur so geduldet worden und sie hatte sich selbst mit Drücken und Schicken so gut erzogen wie sie konnte.

Ihr eleganter Vater hatte Bankerott gemacht, ihre Mutter war gestorben und der Vater hatte die Stadt verlassen, ohne sich um seine Kinder-schaar zu kümmern. Einige Jahre später erfuhr man, daß er sich im Innern Rußlands niedergelassen und wieder so weit emporgearbeitet hatte, um zum zweitenmale, diesmal eine Jugendliebe, heiraten zu können. Da er aber entschieden erklärte, keines seiner Kinder zu sich nehmen zu können, weil er nicht vermögend genug sei, sie zu ernähren, was man ihm auch insoferne glauben mußte, als keine Kinder zweiter Ehe es widerlegten, so blieb seine Nachkommenschaft eben, wo sie war.

Wo aber all' diese Kinder unterdessen hingekommen waren, das wußte er zum Theile selbst nicht genau. Der älteste

erwachsene Sohn war in die Gegend nach Finnland hin ganz verschollen und verschwunden. Einige meinten, er sei todt, andere meinten, das sei doch mehr im „moralischen Sinne“ zu verstehen. Darüber waren alle einig, daß man sich, Gott sei Dank, nicht mehr um ihn zu kümmern brauchte. Der zweite Sohn, ein ausgelernter „Handlungscommis“, wurde, wie das Gerücht ging, eines Tages obdachlos aufgegriffen und per Etappe nach Riga zurückbefördert, wo er in der Familie keine Hilfe fand. Jemand muß ihm doch geholfen haben, denn später wurde er in Tula Theilhaber an einem großen Geschäft. Jetzt hätte er sich in Riga und in der Verwandtschaft schon wieder zeigen dürfen, sofern er nicht Erbschaftsansprüche zur Sprache bringen wollte. Er tauchte aber in der Stadt mit den angenehmen Erfahrungen nicht wieder auf. Die Brüder Nummer drei und vier kamen zum Onkel mit dem Destillaturgeschäft ins Haus; der eine war alt genug, um gleich in die Lehre als Destillateur treten zu können, der andere wurde der Tante tägliches Kreuz und vergalt ihr Himmeln und Seufzen über ihn durch allerlei wohlberechnete Chicanen. Er war nicht milden Sinnes wie seine kleine Schwester Fanny, und die harten Erfahrungen seiner „herumgestoßenen“ Kindheit hatten sein Gemüth mißtrauisch und unverzöhnlich gemacht. Endlich kam er aus dem Hause und gelangte nach Moskau, wo es ihm bedeutend

besser ging. Das war aber eine ganz allgemeine Erfahrung: wer in Riga, wie man sich ausdrückte, „schon ganz unter die Füße gekommen war“, der konnte es „in Rußland“ leicht dazu bringen „im Fett“ zu sitzen. Deswegen betrachtete man ihn aber doch als einen von einer Höhe Herabgesunkenen, der nicht mehr „zur Verwandtschaft“ gerechnet wurde.

Mit den Töchtern ging es nicht besser. Zwei Cousinen vom Onkel Destillateur, die im „Stift“ Versorgung gefunden, liefen bei allen Bekannten herum, um sie unterzubringen. Selbst konnten sie in ihrer einzigen Stube nur das jüngste Mädchen zu sich nehmen, was auch in der Stiftsordnung „für Wittwen zweiter Gilde“ nur eben geduldet wurde. Auf irgendwelche Weise stöberten sie ein altes Fräulein aus altem baltischen Adel auf, das in Estland lebte, pietistisch fromm und von niemand näher gekannt war, und das sich erbot, mit einem der Mädchen abzuführen. Es wurde, wie meine Mutter sagte, wie ein Ferkel weggegeben. Die adelige Dame, die so aufopfernd war, daß sie noch auf ihre alten Tage als Vorsteherin eines Diakonissenhauses eintrat, hielt aber darauf, „ihr liebes Kind“ alle zwei Jahre auf einige Wochen der Familie in seiner Waisenmädchentracht zuzuschicken. Das liebe Kind ließ sich dann bedienen, wie es gewöhnt worden, und sprach schnarrend, was in Riga, wo man das platte R hatte — dasselbe wie in Oberschweden und wahrscheinlich eine

Reliquie aus der Schwedenzeit —, sehr erkältend wirkte. Nach vollendeter Erziehung fühlte sich dieses Mädchen in den Verhältnissen, in die es zurückgeschickt wurde, deplacirt und starb früh.

Die älteste, schwachsinrige Tochter nahm eine kinderreiche, entfernt verwandte Familie der angeheirateten Linie auf, „weil bei so viel Eßern ein Mund mehr nichts verschlägt“. Der kleinen Fanny ging es bei der nunmehr völlig durchgeführten Kindervertheilung ebenso, nur mit dem Unterschied, daß sie in ein Haus von lauter Töchtern und beschränkten Einnahmen kam. Es war vorauszu sehen, daß dort ihres Bleibens nicht länger sein würde, als bis die Töchter erwachsen waren, denn die kleine Fanny hielt, was sie versprochen, und entwickelte sich zu einer gefährlichen Schönheitsconcurrentin. Ueberall wurde sie mit den Pflegegeschwestern zusammen eingeladen — ganz einfach, weil sie ein Schmuck- und Schaustück in der Gesellschaft war, und wo getanzt wurde versicherten sich „die besten jungen Leute“ zunächst ihrer. Die Pflegegeschwestern waren von kühlem und ziemlich gutmüthigem Temperament, aber das ging denn doch zu weit. Auch die Pflegemutter sah das ein; die jungen Leute wurden einfach distrahirt und ihre Töchter konnten dabei unverheiratet bleiben. Es „verschossen“ sich ja alle gleich in die kleine Fanny; bis jetzt waren es nur die jungen Windbeutel, aber eines Tages könnte das auch einem „soliden“ Freier einfallen.

So redete die Pflagemutter ein Jahr nach der Confirmation der kleinen Fanny ein vertrauliches Wort mit ihrer und meiner gemeinsamen Tante, wobei sie ihr zart zu verstehen gab, daß sie doch verwandtschaftliche Pflichten gegen diese leibliche Nichte ihres Mannes hätte, nachdem die Knaben aus dem Hause gekommen. Die Folge davon war, daß die kleine Fanny sich eines Sonntags einfand und den kleinen musikalischen Vortrag mit den „zitternden Blümlein“ schüchtern zum besten gab. Die Tante that, als höre sie gar nicht, daß gesungen wurde, und ich fing aus gerührtem Herzen an bei meiner Mutter zu bitten, ein gutes Wort für die kleine Fanny einzulegen, damit die Tante sie behielte. Meine Mutter bemerkte mir scherzend, daß ich bei „dem Gepieps“ nicht gleich zu heulen brauche, aber die kleine Fanny schlief an diesem Abend schon bei der Tante auf dem grünen Sopha unter dem eingerahmten Gobelin in der Speisestube.

Mitgebracht hatte sie nichts als einen Strohhut mit einem violetten Gazeschleier besteckt und ein Paar von ihrer Pflegemutter abgelegte Glacéhandschuhe, die sie mit großer Fertigkeit für ihre kleinen schmalen Händchen aus der bisherigen Taschenform herausgeschneidert hatte. Dieser Hut und diese Handschuhe interessirten mich sehr. Sie zeigten mir ganz neue Möglichkeiten. Man konnte sich, aus der Nähe ansehen, gar keinen ärgeren Plunder denken, aus der Ferne

aber wirkte es decorativ. Auch die Art, wie sie ihr Haar aufsteckte, bewunderte ich sehr und nahm mir ein Beispiel daran. Die Tante gab ihr gleich eins von ihren gewesenen Kleidern, „da man sich ja schämen mußte, sie so herumlaufen zu lassen“, und die kleine Fanny verkroch sich in das Schlafzimmer, setzte sich auf die eiserne Geldkiste des Onkels, die dort angeschraubt stand, trennte auf, schnitt auf dem Wäschetischdeckel zu und erschien nach ein paar Tagen würdig und allerliebste in einem Kleid, das eine theure Schneiderin auch nicht besser hätte herrichten können.

Diese Talente erweckten auch die meinigen, die bisher ganz ohne Pflege geblieben waren. Im Clavierspielen und Singen konnte ich es ihr freilich nicht gleich thun, aber in der Kleidermacherei zeigte sich bei mir auch eine gar nicht zu verachtende Begabung und nun halfen wir einander gegenseitig zuschneiden, anprobieren und umändern, so daß wir bald nicht nur unsere eigene Wäsche, Kleidung zc. herrichteten, ja sogar unsere Schuhe bezogen, wenn wir zum Tanz einmal in weißen, statt in schwarzen Schuhen erscheinen wollten, sondern wir steuerten auch meine Mutter und die gemeinsame Tante mit neuen und umgeänderten Kleidern aus. Das ließen sich beide gern gefallen, denn sie machten dabei bedeutende Ersparnisse. Freilich wurde an unseren Leistungen bedeutend strengere Kritik geübt als an denen einer gelernten

Schneiderin. Die fragte gar nicht darnach, wie man es haben wollte, sondern sagte einfach „so trägt man es jetzt“ und „man muß still schweigen“, wie meine Tante resignirt bemerkte, „denn so eine Person trägt einen in anderen Häusern herum“.

Vor uns brauchte man sich nicht zu genieren, denn wir „gehörten zum Hause“ und mußten zehnmal austrennen und herrichten, bis irgend ein Fältchen weggebracht, oder der richtige Geschmack getroffen war.

In dieser Zeit starb der Onkel und es kam die große Aufgabe, Trauer anzuschaffen. Hüte, Hauben, Kleider waren nöthig; wir beide übernahmen alles. Die kleine Fanny mit ihrem Geschmack, ihrem Geschick und ihrer Findigkeit, jedes Lappchen und jedes Besäßchen auszunutzen, gab an. Wir gingen zusammen in die Buden und machten Einkäufe, was ich erst von ihr lernte; denn sie hatte eine besondere Gabe, die billigsten Sachen von dem gefälligsten Aussehen herauszufinden. Die Tanten genierten sich, billig zu kaufen: „was würden die Leute dazu sagen“, meine Mutter kaufte überhaupt nicht ein, das mußten ihre Schwestern für sie besorgen. Die kleine Fanny rief in aller Bescheidenheit und Geschmeidigkeit eine Revolution in der Familienauffassung hervor; wo ihre weiche Natur nicht durchdrang, da half meine größere Entschiedenheit. Während die Leiche in einem Hain von

Bäumen, Blumen und zwischen vielarmigen Bronceleuchtern mit brennenden Kerzen aufgebahrt lag im „dunklen Zimmer“, empfing die Tante weinend die vielen Condolenzvisiten und fühlte sich dann doch wieder getröstet, wenn die kleine Fanny ihr den kleidsamsten Fall einer Schleierhaube ausprobierte und sie überzeugte, daß schwarze Federblumen auf einem Krepphut sie doch „zu gut“ kleideten.

So ging das eine Weile sehr schön, bis wir nach und nach zu fühlen anfangen, daß wir doch auch junge Mädchen waren, von denen man zwar gern entgegennahm, was sie leisten konnten, für die man aber gar nichts that. Das Strandhaus war seit dem Tode des Onkels und der Verheirathung der jüngsten Tante aufgegeben; wir durften nun in unserer ersten Jugend Sommer für Sommer in der heißen, engen Stadt bleiben. Bekamen wir von Bekannten einmal eine Einladung, sie auf dem Lande zu besuchen, so hieß es: „laß es sein, man muß es ihnen sonst erwidern“. Das Wohlleben im Hause des Onkels hatte seit seinem Tode aufgehört, eine ängstliche und über die Grenzen des Nothwendigen gehende Auauferei war eingetreten. Die Tante schien sich vollständig unter den Anstrengungen erschöpft zu haben, ihre jüngste Schwester unter die Haube zu bringen. Fast fünfzehn Jahre hatte dies Bemühen gedauert, viele Bälle und Gesellschaften waren gegeben und noch viel mehrere besucht

worden und der Erfolg hatte sich auch in wiederholten Verlobungen gezeigt; aber nach denselben scheiterte alles immer wieder an der Frage der Mitgift. Der eine Bräutigam wollte ein Geschäft eingerichtet haben, der andere brauchte ein größeres „Darlehen“, um Schulden zu bezahlen, der dritte konnte seiner Verbindungen wegen nicht anders als auf großem Fuße leben und brauchte dazu eine Frau mit eigenem Vermögen. Vergebens wurde der peinliche Moment einer solchen Aussprache durch die ausserlesenste Verpflegung und eine vollständige Mastfütterung des geliebten „Zukünftigen“ möglichst hinauszugeschoben. Er ließ sich das ja einige Monate lang gern gefallen, aber der gefürchtete Augenblick, wo das materielle Interesse über die „Rechte des Herzens“ siegen mußte, kam doch unerbittlich. Die poetischen Tanten meinten nur jedesmal: dieser wird nicht so sein! aber jeder war immer genau wie der vorige und erst der kleinen Fanny und mir blieb es vorbehalten, dies Räthsel zu lösen.

Endlich aber war die liebe Schwester doch, wenn auch unter einem leichten Naserümpfen der Tante, angebracht und letztere setzte sich nun auf immer zur Ruhe. Uns beide auch anzubringen, das drang nicht mehr in den Bereich ihres Gesichtskreises. Die jüngste Tante hatte gar nichts gekonnt, als „auffallend hübsch und elegant“ sein, weder singen noch Clavier spielen, noch kochen, noch Kleider- und Putzmachen

interessirte sie, darum mußte sie unbedingt verheiratet werden. Wir konnten uns „selbst versorgen“ und „hatten Geschick zu allem“; es war also selbstverständlich, daß wir zuhause blieben und fleißig waren. Die kleine Fanny war doch nur „ein fremdes Kind“ und meine Eltern fürchteten immer, nicht genug „für ihr Alter zurückzulegen“. Außerdem hatte ich ja mein Lehrerinnenexamen.

In dieser Noth und Dede bekam ich den Einfall, ein Buch zu schreiben und die kleine Fanny verlegte sich aufs Kochen. Mit dem Geschick, das ihr eigen war, brachte sie es darin zur Meisterschaft. Sie konnte eine schmackhafte Suppe auf zwei Bratwürste kochen und diese nachher noch als zweiten Gang serviren. Hier ließ mich meine Begabung im Stich. Ich wurde beim Kochen jedesmal nervös und ängstlich, dagegen schrieb ich während eines heißen Sommers in der Stadt ein Drama in Jamben: „Pattul“, dessen Aufführung zwar die russische Censur verbot, das aber ein paar Wochen vor Weihnachten als Buch erschien und bis Neujahr in der ganzen Auflage vergriffen war. In dem Jahre war das junge unbekannte Mädchen eine locale Berühmtheit geworden. Diese Suppe hatte ich ganz ohne Aengstlichkeit und Nervosität gekocht.



## IV.

Nun waren die kleine Fanny und ich nicht mehr so unzertrennlich wie früher, denn ich wurde eine „gesuchte“ Person, die man in die „gebildeten“ Kreise zog, um sich von ihr „anreizen“ zu lassen. Auch meine materielle Lage verbesserte sich etwas, da ich aus dem, was ich schrieb, nun wenigstens „einige eigene Einnahmen“ hatte. Freilich verdarb ich bald wieder meine „künftigen Chancen“, da ich mich nicht „genügend gesüßig“ zeigte. Das ganze „gebildete Riga“, die alten Patrizierfamilien an der Spitze, war nämlich nach dem Kriege von 1870 enthusiastisch preußisch, d. h. reichsdeutsch geworden. Da diese Familien sämtliche ergiebige und einflußreiche Stellen in der Regierung und Verwaltung unter sich vertheilten und Niemand anders als durch „Hineinheiraten“ in diesen heiligen Ring gelangte, so beherrschten sie absolut die „öffentliche Meinung“, die in der baltischen Presse zum Ausdruck gelangen durfte, und waren die alleinigen Träger der in den Ostseeprovinzen gangbaren „geistigen Werte“. Zur selben Zeit aber, wo ich mit dem „Patriot“ anfangen, mein Glück zu machen, begann die Einführung einer Reihe neuer Gesetze durch die russische Regierung, wodurch auch den bei Seite gesetzten Russen und vollständig übersehenen Letten Antheil an der Verwaltung gegeben wurde. Das erweckte

einen bedeutenden Widerstand unter den regierenden Familien und erhöhte die Hoffnungen auf Bismarck. Ich sah diese gefährliche Stimmung, deren Unterströmung ich freilich viel, viel später erst verstehen lernte, sich ausbreiten und fühlte sehr deutlich, was bei ein wenig klarem Blick auch gar nicht schwer war, daß das Ende von diesem Liede eine rücksichtslose und bis in's Einzelne durchgeführte Russificierung werden müsse. Andererseits hatte ich selbst unter der Härte, die allen Klassen dieser dünnen Kolonistenschicht eigen war, zu lange und mehr unbewußt als bewußt gelitten, was dieses Leiden noch vertiefte. Es gab mir jene unwillkürlichen Sympathien für die eigentlichen Eigenthümer dieser Natur und dieses Bodens, die ich liebte, wie jene ihn liebten, deren unbarmherzige Behandlung durch die herrschende Kaste ich in einzelnen Scenen erlebt hatte, die mir beständig gegenwärtig blieben. Ich fing also in den besten Absichten in einem neugegründeten Blatt, das die „Nordische Rundschau“ hieß, Vernunft zu reden an. Ein Entgegenkommen der herrschenden Balten gegen die Russen und Letten erschien mir als die einzig mögliche Rettung des deutschen Wesens in den Ostseeprovinzen. Ich that das in bescheidenen und vorsichtigen Worten und in wohlmeinenden Andeutungen, daß das „geistig überlegene Baltenthum“ nun auch seine Fähigkeit zur geistigen Führung in einer geschickten und der unausweichbaren Lage Rechnung tragenden Politik

zeigen möge. Ueber die politische Lage aber hatten nun eben das „geistig führende Baltenthum“ und ich ganz verschiedene Auffassungen.

Im Nu hatte ich alle Sympathien verscherzt, fühlte mich vollständig isoliert, begriff nicht, wie das zuging, und bekam nun „meine Heimat“ so „dick“, daß ich mich auf und davon machte. Mein Mohrenblut zog mich zunächst nach Dänemark; es hat mich später noch weiter südwärts gezogen, zur ursprünglichen Heimat des Geschlechts.

Daß ich unverzöhnlichen Groll hinter mir ließ, sah ich in meinem Leichtsinne nicht ein. Das herrschende Baltenthum fühlte sich jedesmal — und mit gutem Grund — in seinem Lebensnerv verletzt, sobald es unter einem seiner „Angehörigen“ eine Auflehnung gegen sich selbst wahrnahm. Wie es selbst eine Art Geheimverband bildete, hatte es genügend geheime Kanäle, um dem ungehorsamen, entwischten Mitglied auf den Fersen zu bleiben und ihm gelegentlich den Weg zu verstellen. Daß dies Mitglied daheim, auch in seiner Familie, rechtlos geworden, verstand sich von selbst.

Die kleine Fanny blieb im Land und nährte sich redlich. Auch für sie waren nach den leeren und traurigen Jahren der ersten Jugend Veränderungen eingetreten, die sie sich zum Theil, ebenso wie ich, selbst zu verdanken hatte. Das sanfte

und gefügige kleine Wesen hatte nämlich nach und nach die Kunst der Selbstvertheidigung gelernt.

In den Ostseeprovinzen huldigte man auch in den Familien, und zwar ganz instinctiv, dem Grundsatz: Hammer oder Amboß. Es war dies auch eine Form der natürlichen Auslese und der Selbsterhaltung. Die harten und anspruchsvollen Charaktere, die man aus Erfahrung für die „tüchtigsten“ hielt, — eine selbstverständliche Anschauung in einer Schicht, für die es sich beständig darum handelte, sich zu behaupten und sich durchzusetzen, — nahmen den weicheren und sanfteren einfach den Platz weg. In jeder Familie gab es dienende Wesen, denen alles aufgehälft wurde, was die anderen keine Lust hatten zu thun, und diese unterwürfigen Geschöpfe wurden gewöhnlich ganz fanaticisch, wenn man ihre Unterdrücker angriff. Kritik war überhaupt verpönt, in jeder Form, zu jedem Zweck, aus jedem Anlaß — einfach a priori.

In den Familien that man viel für einander nach außen; am meisten aber doch, wenn es einen Flecken zuzudecken galt. Man verlangte aber auch viel von einander nach innen. Und dies waren einfach Kraftproben. Die rücksichtslosere und einseitigere Natur dehnte sich eben auf Kosten der milderen und nuancierteren aus; dies war das Verhältnis von den Eltern zu den Kindern, von den Geschwistern untereinander und so weiter durch alle übrigen Beziehungen. Hierzu kamen noch

alle die Abstufungen der aus über- und untergeordneten Stellungen hervorgehenden Abhängigkeiten. Die Vorstellung, daß dies das natürliche, von Gott gewollte und den Menschen wohlgefällige Verhältnis sei, war so eingewurzelt, daß sich dagegen auflehnen schon hieß, sich in einen Conflict mit der baltischen bürgerlichen Ordnung bringen. Das Leibeigenschaftsverhältnis einer anderen Klasse zu den „deutschen Herrn“, die harte Zucht des Zunftwesens und die Geschlechterherrschaft hatten zusammen diesen Vorstellungskreis hervorgerufen und so gut und fest eingepflanzt, daß er bei dem spröden und trockenen baltischen Naturell sich kaum wird umformen lassen.

So handelte es sich in jedem Fall und bei jedem Einzelnen darum, wer Hammer oder Amboß sein sollte. Die erste Probe auf dies Exempel vollzog sich in der Familie. Ich entging der definitiven Entscheidung dadurch, daß ich das Land verließ, die kleine Fanny aber schöpfte doch aus meiner kleinen baltischen Campagne den Muth, sich, wenn auch nur ein klein, klein bißchen als Hammer zunächst gegen die Tante-Mährmutter zu versuchen.

„Sie warf also die Nase auf“, wie man in Riga sagt, gab schnippische Antworten, machte mürrische Gesichter und ertroßte sich damit eine gewisse Aufmerksamkeit. Die Tante fing an, in ihr eine Persönlichkeit zu entdecken, die sich doch wirklich „in vieler Hinsicht nützlich zu machen verstand“

und daher hin und wieder Anspruch „auf ein Vergnügen“ haben konnte.

Auch die andere Tante entdeckte etwas in ihr. Sie war nach einigen Jahren stiller Ehefreunden zu ihren früheren Neigungen zurückgekehrt und verspürte das Bedürfnis, sich auf Bällen und öffentlichen Veranstaltungen wieder sehen und bewundern zu lassen. Eine jüngere Folie war dabei nicht nur kleidsam, sondern in vieler Hinsicht vortheilhaft, — zwischen Courmachen und Heiraten, das wußte die Tante aus eigener Erfahrung, war eine gähnende Kluft besetzt. Die kleine Fanny würde von den erfahrenen Herren, die den älteren und solideren Vorzügen von Tisch und Person zu huldigen wußten, doch nur spielend abgefertigt werden.

So traten denn die kleine Fanny und ich fast gleichzeitig an die Oeffentlichkeit, ich in der Litteratur, sie auf Bällen, Maskeraden, Schützenfesten und dergleichen.

Sie erregte Aufsehen und wurde sehr viel „betanzt“. Ihre besonders in Ballkleidung auffallende Schönheit wirkte in die weiteste Entfernung und zog die bewundernde Männerjugend an sich, wie ein Zuckerkringel die Fliegen. Weiter ereignete sich nichts. Die Nuancen der Erotik kannte man nicht in Riga und sich ohne reelle Aussichten verlieben, das fiel keinem baltischen jungen Mann ein. Unter reellen Aussichten verstand man dreierlei:

1. In eine Familie hineinheiraten, durch die man „vordwärts kommen konnte“ — das gab's bei der vater- und onkellosen kleinen Fanny nicht.

2. Zu einem guten und reichlichen Familientisch Zutritt finden, der immer für einen gedeckt stand — das hatte die verwittwete Tante\* keine Lust zu bieten und die verheiratete bot es ohnehin und ohne alle Umwege über die jüngere Schönheit, und

3. Für die Bedürfnisse des „Herzens“ eine verständnisvolle Seele ohne compromittierende Folgen zu finden und dabei konnte ein junges Mädchen überhaupt nicht in Betracht kommen.

Die kleine Fanny verrieth in diesen Jahren eine gewisse Entzündlichkeit, die doch beständig dieselbe Form annahm: sie glaubte sich nach jedem Ball ganz nahe der Verlobung.

Die Tanten belächelten das geringschätzig; sie gaben sich gar nicht solchen Täuschungen hin. So lange die kleine Fanny noch nicht einmal einen glühenden Jüngling fand, der sie durchaus nach Hause begleiten wollte, war auf gar nichts zu hoffen. Und das gute Ding hatte ja gar nicht jene Eigenschaften, die junge Leute zu solchen Risicos verleiten, aus denen schon manche Ehe hervorgegangen.

Dieses beständige Auf und Ab von Hoffnung und Enttäuschung brachte natürlich eine gewisse Depression in der

kleinen Fanny hervor, sowohl geistig wie seelisch. Ihre Sanftmuth und Lieblichkeit litt darunter und auch ihr guter Humor. Sie besaß von Natur eine seltene und sehr exacte Gabe der Beobachtung und Nachahmung. Sie hatte den sicheren Blick des Zeichners und zeichnete auch — fast ohne Anleitung — sehr richtig und hübsch, nur etwas süßlich. Diese Süßlichkeit verweichelte ihre Menschenbeobachtung indeß nicht. Ihre Fähigkeit, in Stimme und Geberden die lächerlichen Seiten und komischen Situationen ihr nahestehender Personen wiedergeben zu können, war sehr groß. War sie in dieser Ecke, so konnte sie unglaublich amüſant sein. Und es war keine *Médisance* dabei, es war die reine Freude an der komisch wirkenden Linie.

Nun sollte man meinen, so ein Mädchen, amüſant, schön, friedfertig, eine ausgezeichnete Köchin, eine vorzügliche Kleider- und Putzmacherin, sparsam, mit Wenigem zufrieden, sollte auch ohne Vermögen Freier an allen zehn Fingern haben. Sie selbst war ja ein Capital in einem Lande, wo jede junge Frau gleich zwei Dienstboten beanspruchte und alles fertig kaufte oder aus dem Hause zum Machen gab. Und doch wurde sie ein älteres Mädchen, ohne daß ein einziger Freier sich meldete.

Was fehlte denn? Es fehlte einfach die ältere Freundin, die ihre Aufgabe darin erblickt, junge Mädchen unter die

Haube zu bringen, um später in ihrem Hause ein beständiger, verhätschelter Gast zu sein. Es fehlte die gewandte Vermittlerin, die alle Vorzüge ins rechte Licht vor dem rechten Mann zu setzen weiß, ein eigenes kleines Gedächtnisconto über Angebot und Nachfrage hält, die weiß, wo beides zu finden ist und Gelegenheit gibt, daß es sich findet.

Da — eines Tages — war die kleine Fanny verlobt. Sie kam vom Strande, wo die beiden Tanten nun wieder wohnten, aber in einem anderen Hause und in einer anderen Gegend, als Braut zurück. Ein hohler Zahn war der Heiratsvermittler gewesen. Sie hatte ihn sich plombieren lassen und der jugendliche Zahnarzt war in leidenschaftlichen Wallungen seitdem nicht mehr von dem Restaurantgarten und der Strandpromenade gewichen, wo sie mit den Tanten täglich zu sehen war. Eines Tages nahm er seinen Vater — einen bekannten Arzt — mit und erschien bei den Tanten, beide in weißer Hemdbrust und Cravatte, schwarzem Gehrock und Cylinder.

Als die Tanten drinnen die beiden sich in diesem feierlichen Aufzug nähern sahen, lächelten sie einander anzüglich an. Dann winkte die Aeltere der kleinen Fanny und zeigte ihr stumm die beiden Erwartungsvollen. Die kleine Fanny lächelte halb geschmeichelt, halb sad. Die ältere Tante rief schon ungeduldig nach ihrer „guten“ Haube, weil man „fremde Menschen“ nicht so lange warten lassen könne. Im Vorbei-

gehen sagte sie dann aufmunternd: „Das hat sie von ihrem dummen Entgegenkommen, die Gans. Jetzt kann man noch das Judengeschlepp ins Haus bekommen.“

Der präsumptiven Braut traten die Thränen in die Augen. „Wissen Sie, Tantchen“, sagte sie zu der Jüngerer, „ich sag' einfach nein! Ich möcht' doch lieber nicht“.

Die Jüngere überschaute sich gerade mit einem prüfenden Blick im Spiegel: „Albernes Ding“, sagte sie, „möchtest du lieber alte Jungfer werden, hast du vielleicht noch Zeit zu warten?“

Unten erklärte der Papa Doctor inzwischen im Namen seines schüchternen Sohnes der Tante die Möglichkeit und Unbezwingbarkeit dieser Neigung sowie die leidenschaftliche Natur seines Sohnes. Er entwickelte eine außerordentliche Beredsamkeit, verbunden mit einer ritterlichen Alt-Herren-galanterie gegen die Tante, was alles auch seine Wirkung nicht verfehlte. Nach einem halbständigen Austausch von Complimenten, unterbrochen von Darlegungen der Erwerbsfähigkeit und Unworbenheit seines Sohnes, stand endlich die Tante auf, um „das Kind zu holen, das dann selbst antworten könne. Sie selber sage weder ja noch nein“.

Oben in der Erkerstube erklärte dann die Tante: „Dem Vater kann man den Juden gar nicht ansehen“.

Die kleine Fanny ging denn hinunter und man ließ sie

mit dem Bewerber allein. Was er zu ihr gesagt hatte, konnte sie sich später nicht erinnern. Nur so viel wußte sie, daß er sie beständig „beschworen“ habe, nicht Nein zu sagen. Und da sie überhaupt von Natur nachgiebig war und sich auch nie besondere Gedanken darüber gemacht hatte, worin das Heiraten bestand, und endlich von der Zukunft nichts zu erwarten hatte, so sagte sie denn auch nicht nein!

So war sie denn verlobt und das war eine sehr peinliche Geschichte. Sie konnte sich nur mit gemischten Gefühlen neben ihm auf der Straße zeigen, — die Besuche, die sie in seiner Familie machen mußte, wo sie zum erstenmal in ihrem Leben in ein jüdisches Haus kam, lösten gar keine schwägerlichen und schwiegertöchterlichen Gefühle in ihr aus. Am schlimmsten aber waren die Abende, wo sie beide zusammen unter der Ampel allein im kleinen Seitenzimmer saßen und sich „an einander zu gewöhnen suchten“, während die Tante nebenan Wache hielt.

Der leidenschaftliche Orientale fing also an die kleine Fanny zu küssen. Die kleine Fanny ließ sich küssen. Er umfaßte sie und zog sie an sich. Die kleine Fanny ließ es geschehen. Sie wußte, was von einer Braut erwartet wurde, und fand, daß das Ganze eigentlich glatter ging, als sie gedacht hatte.

Da überraschte sie der Verlobte mit dem Vorwurf, sie

sei zu kalt. Er hätte erwartet, mehr Liebe zu finden. Das kränkte die kleine Fanny. Sie hatte sich doch tapfer gehalten und „keine Abneigung merken lassen“.

Sie meinte sich damit ganz geziemend ausgedrückt zu haben. Sittsamkeit war doch eine Zier. Aber das erotische Blut des Verlobten wallte über. Abneigung — wo er glühende Neigung erwartet hatte. Er empfand ihre lauen Gefühle als eine persönliche Herabsetzung und fing an, seine eigenen herauszustreichen.

Die kleine Fanny wurde störrisch. Sie war sich sehr genau bewußt, daß diese Verlobung eigentlich eine ungeheuere Herablassung war, für die sie auf Händen getragen zu werden verdiente. In ihr regten sich Empfindungen, die das Gegentheil von Zuneigung waren, — der Racewiderwillen machte sich bemerklich. Eines Tages war es ihr ganz klar, daß er ihr „zuwider“ sei. Und sie theilte mir das mit, da sie bei mir am ehesten Gehör zu finden hoffte.

Ich rieth ihr natürlich, wenn es so stände, ihn gleich laufen zu lassen. Und erklärte nebenbei, ich verstehe überhaupt nicht, was dies Alles bezwecke.

Die kleine Fanny, zufrieden, einen Stützpunkt gefunden zu haben, trat nun muthiger auf und bediente sich dabei mit

der Gedächtnistreue, die ihr eigenthümlich war, wahrscheinlich meiner Worte.

Dies fiel gerade in die Zeit, wo ich mich zur Abreise nach Dänemark anschickte. Voller Widerwillen gegen alles, was mich umgab, und innerlich von Allem abgelöst, nahm ich nicht mehr viel Theil an diesen Vorgängen, die ich nur als ein entfremdendes Element mehr empfand. Daß mich zunächst der orientalische Zorn von Vater und Sohn traf, kummerte mich auch nicht viel.

Inzwischen aber mehrte sich der Unfriede zwischen den Verlobten. Es bemächtigte sich ihrer eine gereizte Stimmung, die von beiden Seiten als der geeignete Zeitpunkt betrachtet wurde, die Vermögensfrage zu erörtern. Als bald zeigte sich, daß die jüdischen Hoffnungen bedeutend über das Maß der zugestandenen Mitgift hinausgingen. Die Tante erinnerte sich nun des Tons, der ihr gegen die Bündeljuden, die „am Strande“ mit dem Sack auf dem Rücken von Haus zu Haus zogen, geläufig gewesen, und verfiel im Eifer gelegentlich darauf, ihn auch dem künftigen Schwiegersohn gegenüber anzuschlagen. Solchermaßen auf ein bekanntes Terrain versetzt, erkannte und definierte auch die kleine Fanny als bald die wirkliche Natur ihrer Gefühle.

In ein paar Wochen war Alles vorüber und die Tanten

und die kleine Fanny sahen sich an und fragten einander:  
 „Was war das? Träumten wir oder wachten wir?“



## V.

Hiernach sah ich die kleine Fanny nur noch ein einziges Mal. Und da war sie verändert. Ihr sanftes und liebliches Wesen war noch dasselbe, auf dem Toilettenwege hatte sie sich bedeutend entwickelt und verstand nun von der Tante zu erlangen, was sie haben wollte, wodurch freilich das gute Einvernehmen zwischen ihnen nicht erhöht wurde. Sogar „im Auslande“ war sie gewesen, was sonst nur in den „ersten Familien“ aus „Bildungsrücksichten“ erforderlich war. Und dabei war sie gar nicht bloß nur nach Berlin oder an den Rhein, oder in's Erzgebirge gekommen, wie der Mittelstand baltischer Reisender, sondern sie hatte sogar an der Riviera gewohnt und war durch französische Complimente von alten Marquis ausgezeichnet worden. Und mehr als das, eine adelige Dame aus einem der als besonders exclusiv bekannten Geschlechter hatte sie zusammen mit ihrer eigenen Nichte als Gesellschafterin dahin mitgenommen, obgleich gerade diese Seite an der kleinen Fanny unausgebildet und auch von ihr selbst

völlig unentdeckt geblieben war. Sogar französisch vorlesen — was man sich doch nicht so im Handumdrehen aneignet — hatte sie noch in aller Eile gelernt, ehe die neue Besucherin, in deren Hause die Tante das Parterre bewohnte, sie mitnahm. Sie hatte auch etwas von diesem Aufenthalt mitgebracht, was sie früher noch nicht verstanden. — die Kunst, Orang liqueur herzustellen.

Bei dem einzigen Besuch, den ich in meiner Heimat ablegte, nachdem ich Ola Hansson's Frau geworden und wobei ich ihn und unsern kleinen Sohn mit meinen Eltern und den heimischen Penaten bekannt machte, traf ich auch einige Male mit der kleinen Fanny zusammen. Die alte Intimität war fort, sie war überhaupt in jeder Beziehung und bei allen Familiengliedern so seltsam verschwunden, als läge eine unsichtbare Hand über allen. An der kleinen Fanny war das noch am wenigsten wahrzunehmen, sie deutete nur eben leicht in ihrem Benehmen an, was alle anderen — besonders die „jebildeten Kreise“ — sich beeiferten an den Tag zu legen: daß man mich vergessen hatte. Das war nun eben in jener Zeit, wo Ola Hansson's und mein Name in allen Blättern und Zeitschriften zu finden waren und seine Bücher überall commentiert wurden, nicht ganz ungezwungen durchzuführen, da die Balten vom reichsdeutschen Geschmack äußerst abhängig sind, und jeder Taschenspieler und Clavierkünstler in die ersten

Familien eingeladen wurde, sobald er nur in Berlin Beachtung gefunden, was uns gerade in ausgiebigem Maße zu theil geworden war. Wir begrüßten dies Phänomen nicht und reisten nach einem kurzen Strandaufenthalt über Schonen, meines Mannes Heimat, nach Berlin zurück, wo wir andert- halb Jahre lang in Friedrichshagen wohnten, ehe wir zu sechsjährigem Aufenthalt nach Schliersee in Oberbaiern über- siedelten.

Es fiel mir damals auf, wie schweigsam die kleine Fanny geworden war und wie müde sie aussah. Sie war nun auch nicht mehr jung und ich verstand diese Müdigkeit, die ich selbst gekannt. Sie war ausgenutzt worden und hatte nichts dafür erhalten und ihre zahlreichen praktischen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die genug gewesen wären, fünf, sechs anderen Mädchen eine Existenz zu gründen, hatten ihr nichts geholfen und es für sie zu nichts gebracht. Auch der In- stinct des Weibes in ihr, der so lange ein ungewöhnliches Phlegma bewahrt, hatte sich wohl endlich geregt und bei seinem ersten Erwachen wahrgenommen, daß es schon Nach- mittag geworden war. Ihre Hände waren mütterlich, den ersten Säugling, der als Kind ihres verheirateten Bruders in ihre Hände kam, hatte sie von seinen ersten Stunden an gewiegt und gefüttert, gewaschen und gewartet, als sei das eine ganz gewohnte Beschäftigung für sie. Und das Kind

war gediehen und sie selbst war gediehen bei dieser ungewohnten Beschäftigung. Und nun war es spät geworden und sie hatte kein eigenes Kind und auch diese Gabe war zwecklos.

So schrieb ich ihr denn eines Tages, ob sie nicht zu uns kommen und bei uns in Friedrichshagen bleiben wolle, wo es ganz gefellig zuging und ich für den Haushalt und den Kleinen doch nicht allein zu sorgen vermochte. Es war schon alles verabredet, als ich die Nachricht erhielt, sie könne nicht kommen; den Grund erfuhr ich nicht.

Nicht lange darauf aber kam ihre Verlobungskarte. Sie war nun doch verlobt und bald darauf verheiratet.

Und sie schien gut verheiratet zu sein. Sie hatte einen Mann gefunden, der von seiner Frau alle die Vorzüge verlangte, die sie hatte, und dafür keinen Anstoß daran nahm, daß er viel jünger war als sie. Auch die Familie des jungen Gatten, die sie vor der Hochzeit in der Hauptstadt besuchte, wo der Vater eine hohe Stellung, wenn ich nicht irre im Schulwesen, einnahm, war zufrieden.

Und alles war anscheinend ganz einfach gegangen. Die gute Freundin hatte sich endlich gefunden, eine jener Frauen, die leben und leben lassen und die, nachdem sie erst ihre Jugend genossen, nun auch ihre reiferen Jahre weiter genießen und auch noch ihr Alter genießen werden. Als eine angenehme Beschäftigung und aus unerloschenem Interesse für solche Angelegenheiten hielt

die Gute eine laufende Tabelle über Angebot und Nachfrage in ihrem Kopf und entdeckte dabei gelegentlich, daß die kleine Fanny und ihr junger Pensionär für einander geschaffen seien. Sie zusammen zu bringen, war eine Kleinigkeit. Ihn hatte sie schon als Pensionär für die Strandzeit, die kleine Fanny brauchte sie nur dazu einzuladen.

Als dann der Herbst kam und der Einzug bevorstand, fand sich die Schwermuth der Trennung auch gleich ein. Sie saßen unter einer Tanne und der junge Mann war melancholisch und schob etwas im Munde hin und her, was sich nicht recht zu Worten formen ließ, aber doch den Schmerz der Trennung und die Wärme seiner Gefühle und wohl auch die Reellität seiner Absichten ausdrücken sollte.

Die kleine Fanny, der manchmal früher schon in kritischen Augenblicken eine prägnante Sprache in aller Naivetät zu Gebot gestanden hatte, fragte einfach bei diesem auffälligen Benehmen: „Haben Sie mich denn wirklich ein bißchen lieb?“ Und das erlösende Wort war gesprochen und wurde durch den Segen der mütterlichen Freundin unverzüglich besiegelt.

Soviel ich aus der Ferne erfuhr, folgte nun eine Zeit voller Zufriedenheit für meine kleine Cousine. Sie freute sich an ihrer kleinen hübschen Wohnung, an ihren neuen Möbeln, an ihrem neuen Titel, an ihrer Unabhängigkeit und an den guten Gerichten, die sie für sich und ihren Gatten kochte. Sie freute

sich, von ihm herumgeführt zu werden und abends in dem und jenem Vereine zu erscheinen, — kurz, sie freute sich an allem, woran junge Mädchen sich zu freuen pflegen, wenn sie Frauen geworden sind. Die Männer meinen in der Regel, daß sie sich noch an einigem anderen freuen, z. B. an ihnen, — das ist aber oft eine kleine Selbstüberschätzung. Der Ehemann gehört nun einmal doch dazu. Sich an ihm noch ganz eigens und besonders freuen, das ist schon ein anderes Capitel. Es gibt Frauen, die über diesen Punkt nicht nachzudenken wünschen, woran sie recht thun. Sich ihnen da mit spitzfindigen Haarspaltungen zwischen Liebe und Ehe aufdrängen, heißt einfach, ihnen die Freude verderben.

Diese Freude dauerte nun für die kleine Fanny ein paar Jahre und würde noch größer gewesen sein, wenn sie ein Kind gehabt hätte. Die Hoffnung stellte sich auch ganz berechtigt ein paar Mal ein, ging aber nicht in Erfüllung. Es mußte etwas verkehrt sein. Da nun auch der junge Ehegatte sich Kinder wünschte, so wurde ein Arzt consultiert und es gibt Aerzte, die eine Vorliebe für Operationen haben.

Die kleine Fanny fürchtete sich nicht. Sie ging mit gutem Muth in die Klinik und die Operation war alsbald geschehen und, wie es zu heißen pflegt, überaus glücklich verlaufen. Nach einigen Tagen aber stellte sich eine Darmverschlingung ein und die Kranke war zu schwach, als daß

eine neue Operation hätte vorgenommen werden können. Was ich über ihr Krankenlager und ihren Tod hörte, war so traurig, daß ich es lieber nicht, erzähle. Meine Mutter hat es mir berichtet, als ich zum letztenmal mit ihr zusammen war; am Meerufer in Rygebæk auf der Insel Møen erzählte sie es mir. Auch sie starb nicht lange darnach, plötzlich und unvermuthet.

Ich weiß nicht, woran sie gestorben. Es war keine der jetzt so häufigen Krankheiten, wie Darmverschlingung, Lungenentzündung, Herzschlag u. dgl. Sie und die kleine Fanny hatten einander, nachdem ich fort war, sehr lieb gehabt. Ich war ersetzt worden und von einer guten kleinen Seele, die niemandem etwas Böses that und keinem etwas Böses nachsagte. Und wenn ich nun an sie zurückdenke, dann fällt es mir als etwas, was sich fast nur mit ihr zutrug, auf, daß auch nicht der Schatten einer Verstimmung, kein hartes Wort und kein bitterer Gedanke in den langen Jahren, wo wir zusammen waren, von ihr geweckt wurden oder in ihr nachklangen. Sie war so sanft und friedfertig, daß mit ihr nicht in Frieden leben — keinen Frieden halten können, hieß.



III.

Drei Mal.

✂



I.

Es gibt Tage, die bringen Erinnerungen. Eine Müdigkeit findet sich ein, — ein Träumen: ein Licht flimmert auf einer Mauer, Sonnenflecken rollen auf und nieder zwischen leise vom Wind bewegtem grünen Laub in einem Hofe, ein Stückchen blauer Himmel, ein feiner Duft von ersten Blüten, Pfingststimmung draußen und Pfingststimmung drinnen. *Veni creator spiritus.* Der Schöpfergeist des Zurückschauens und des Vorausschauens — der Verknüpfer von Gewesenem, Seiendem und Nahendem.

Warum kam sie immer zu mir zu Pfingsten, diese Stimmung von Träumerei, Empfinden und Schauen? Und warum brachte sie, da sie das erste Mal kam, als ich ein ganz junges Mädchen war, noch fast ein Kind, das erste Bild von Baiern, lange ehe ich dies Land des Schicksals gesehen, brachte es in einer bairischen Erzählung von Hans Hopfen, so intensiv und stark, so schwer von Duft und Fülle, wie ich dies Land später

fand, zu dem 1882 meine erste Reise ging, als ginge es in meine Heimath.

Und wieder zu Pfingsten, zu den ersten Pfingsten des neuen Jahrhunderts, stieg ein Bild auf — ein Bild des Schauens und ein Bild der Erinnerung: ein Herbstbild mit dem ganzen Duft des Frühlings, mit allem Schmelz des ersten Sprossens, mit jener Lebendigkeit einer jeden Nuance, einer jeden Beleuchtung, eines jeden Dufts, als wäre es gestern erlebt und nicht vor zwölf Jahren. Es war im Monat September . . .

It was in the month of september

Of most immemorial year —

Diese Worte von Edgar Poe sind so stark, daß sie mir kommen, statt eigener Worte; denn ich habe keine Worte, die so stark sagen würden, was diese Worte sagen: mein unvergeßlichstes Jahr.

\* \* \*

Wir gingen die Landungsbrücke der „Gefion“ hinunter. Sie war schräg und mir war, als schritt ich in der Luft. Ich fühlte keinen Boden unter mir, ich trat wie auf Wolken, die schwankten. Auf ein Mal wurde der Boden fest und die runden Steine des Hasenpflasters drückten sich mir in die Sohlen.

Ich stand auf schwedischer Erde.

Es war das erste Mal, daß ich auf schwedischer Erde stand. Ein Jahr lang hatte ich diese Küste betrachtet, an der ich so oft vorübergekommen war, wenn ich von Riga nach Kopenhagen reiste. Das schräg aufsteigende Land, die Häuser am Strand, die Kirchen mit ihren Thürmen — wie deutlich und bis in's Einzelne hatte ich alles bei klarem Wetter gesehen, ganz dicht unter der Küste waren wir manchmal vorübergesegelt, so nahe, daß es einen anwandelte hinüberzurufen; in viel entfernteren Ländern war ich gewesen, in Norwegen, in Frankreich, aber diese Küste, die ich alle Tage sich zeichnen sah wie eine schwere, ansteigende, blaue Linie, wenn ich in Kopenhagen auf Langelinie spazieren ging, diese Küste, die ich kannte bei jedem Wetter und zu jeder Tageszeit und bei jeder Beleuchtung, nach der ich mich ein Jahr lang hinübergelehnt, die so nah, so leicht zu erreichen war, — sie war auch wie ein verzaubertes Land gewesen, das ich nur aus der Ferne sehen, aber nicht betreten konnte; denn dort, ganz nahe an dieser Küste, da saß er, der mir Briefe auf Briefe schrieb seit einem Jahr und nicht ich konnte zu ihm, sondern er mußte zu mir. Er mußte den Bann brechen, der um ihn gezogen war, nicht ich konnte es. Ich ahnte diesen Bann, ich sah ihn, ich empfand ihn, — aber nicht ich konnte ihn darauf aufmerksam machen. Ich mußte warten, bis Er die Fäden zerriß, die um ihn gesponnen waren, deren

Beschaffenheit ich nicht kannte, so wenig wie er sie kannte, die ich aber wahrnahm und die er nicht wahrzunehmen schien.

Und dann kam der Tag, wo er alle diese Fäden auf einmal abstreifte. Gleichmüthig und achtlos, wie er sich von ihnen hatte umspinnen lassen, streifte er sie ab wie altes Spinnewebe. Und er kam über den Sund und ich kam aus Rußland und nicht weit von Kopenhagen, auf dem schönsten Punkt des schönen dänischen Landes trafen wir einander. Und nun waren wir unterwegs zu seiner Mutter und zu seinen Brüdern, denn Ende September sollte Hochzeit sein und sie hatten mich noch nicht gesehen.

Die Sonne schien auf den Hafen Malmös und der Himmel war blau und die Luft war mild und der frische Seewind schlug den salzigen Duft einem in's Gesicht und ich fühlte mich so leicht und es war mir, als wäre ich jetzt zum ersten Male jung und als sähe ich diese wunderschöne Welt jetzt zum allerersten Mal. Hinter mir war alles dunkel, ja es war nicht einmal dunkel, es war, als wäre gar nichts hinter mir, — vor mir war nichts als das weite blaue Meer, an dem wir entlang gingen und der weite blaue Himmel, der überall mitfolgte. Ein Herr kam uns entgegen und grüßte meinen Verlobten, und es kam mir vor, daß er ein ungewöhnlich schöner Mann sei, worüber mein Verlobter sehr lachte,

denn der Mann war bekannt wegen seiner geringen äußeren Vorzüge. Der „Stadtbote“, der uns unsere Kofferchen abnahm, schien mir so freundlich zu lachen, wie ich noch gar keinen Menschen lachen gesehen, und diese Stadt Malmö, in die wir jetzt hineingingen, diese allzugewöhnliche und stilllose Hafensstadt vierten oder fünften Ranges, ohne Vergangenheit, ohne Erinnerungen und ohne Gepräge, mir war es, als hätte ich noch nie eine Stadt gesehen, so eigenartig und anheimelnd und interessant wie sie.

Wir gingen dahin und freuten uns an allem wie zwei kleine Kinder, die lange eingesperrt gehalten worden und halb verkümmert dabei waren und nun frei sind und von Herzensgrund genießen, auch da, wo es gar nichts zu genießen giebt. Am meisten aber freuten wir uns aneinander, noch halb zaghaft und fremd, denn wir waren eigentlich nur ganz wenig bekannt. Geschrieben hatten wir uns schon genug und eins kannte das andere genau in seinen tiefsten Gründen und wußte, daß da fester Boden war, aber äußerlich waren wir noch nicht vertraut und es war etwas wie der Seewind zwischen uns, der die schwüle Körperwärme fortblies. So gingen wir dahin und mir war es, als ob ich einen schöneren Körper hätte, als ich je gehabt, und zugleich einen Körper ohne Schwere, denn immerfort schwand der Boden unter

meinen Füßen und die Wolken schoben sich unter und ich ging doch ganz sicher und so leicht wie nie.

Was wir thaten, das weiß ich nicht. Wir aßen wohl Mittag bei Kramer und tranken Kaffee an der Ecke nach dem Hasen hin und ich sah immerfort auf diesen lieben, schönen, segelbedeckten Sund, der uns nicht mehr trennte. Und dann gingen wir zur Eisenbahn und setzten uns in den kleinen Lokalzug, und es ging hinaus in das unbekannte Land zu der Mutter und den Brüdern, die meine Mutter und meine Brüder werden sollten.

Draußen glitten langsam die abgemähten Felder, die niedrigen langgestreckten Höfe, die kleinen Stationsflecken vorüber. An jeder Station gab es eine lange Haltepause, am längsten aber war sie in Svedala, denn da nahm sie eigentlich kein Ende. Hier lag das Gut des Grafen Thott, den der deutsche Kaiser in den letzten Jahren besuchte, um auf seinen Marken zu jagen, und von der Station konnte man auch gerade noch in einem dichten Baumgarten den Hof des Bruders sehen, bei dem mein Verlobter gewohnt, — beide Junggesellen — ehe er nach Skurup übersiedelte, dem Ziel unserer heutigen Reise.

„Die Briefe, die Du mir von hier schreibst,“ sagte ich zu ihm, „die waren ganz anders als die, die von Skurup kamen.“

„Wie waren denn die von hier?“

„Die waren einfach so, daß — daß wir eben gleich hätten zusammenkommen können. Damals hatte ich manchmal schon meinen Hut auf und meine Baarschaft beisammen und dachte: jetzt fahr' ich über den Sund und dann weiter nach Svedala und wenn ich da einen Bauernbuben treffe, dann sage ich zu ihm: Jetzt geh einmal zu Hans Hansson seinem jüngsten Bruder und sag ihm, auf dem Weg nach Svedala unter einem Baum, da sitzt eine Dame, die er kennt und nicht kennt“ . . .

„Und warum thatest Du das nicht?“

„Weil ich doch keine Courage dazu hatte. Und darauf zogst Du nach Skurup und von da kamen ganz andere Briefe.“

„Das weiß ich selbst nicht.“

„Das war es ja eben, daß ich sehr gut merkte, daß Du das selbst nicht wußtest. Aber es war, als ob Du Dich in Dich selbst zusammenzogst vor irgend etwas Feindlichem, von dem Du nicht wußtest, woher es kam — —.“

„Ich war niemals gesund.“

„Ja, das schriebst Du mir —.“

„Es waren einfach Verdauungsstörungen, wenn ich Dir das so grad heraus sagen darf.“

„Das darfst Du mir schon grad heraus sagen. Du bist

aber gar nicht kränklich von Natur. Du könntest auch noch kleine Steine verdauen. Sieh mal: ob einer in Grund und Boden gesund ist oder nicht, das hab' ich immer gleich weg, darin kenne ich mich ganz genau aus; mir weckt die geringste Ungeundheit gleich einen Widerwillen. Und was ich Dich alles hab' essen und vertragen sehen, seitdem wir jetzt in Kopenhagen zusammenkamen," — wir lachten alle beide und da pfiß der Zug gerade ab.

„Schau," sagte er neben mir, „jetzt wirfst Du ihn gleich sehen, den Baum dort mit den dünnen Nestern, er steht ganz allein auf einem Hügel.“

„Ich seh' ihn schon —.“

„Das war meine Aussicht aus meinem Fenster.“

„Der steht da so schrecklich allein.“

„Den sah ich immer an, wenn ich arbeitete und dachte, oder an Dich schrieb —.“

„Und dann wurdest Du melancholisch . . .“

„Und dann wünschte ich, Du möchtest kommen —.“

Wir sagten beide nichts mehr, sondern betrachteten den Baum, der seine Mission doch schließlich so gut erfüllt hatte, mit warmen Blicken, während er immer weiter und weiter zurückglitt und endlich verschwand. Dann kam der große schöne See von Børringe, an dem einst ein großes Kloster gelegen hatte, wie überhaupt Kloster an Kloster sich in dieser

Gegend gereiht, und als der Zug die alten dichten Buchenwälder hinter sich gelassen, fingen wieder die abgemähten Felder an mit dem weidenden Vieh.

Die Abendfrische kam, das Licht des späten Nachmittags lag auf den rothen Stationshäusern.

„Nun sind wir schon da,“ sagte er neben mir und schob das Coupéfenster ganz herunter. „Jetzt sehen wir gleich meinen Bruder hier stehen und auf uns warten und Mutter ist gewiß auch aus Neugierde mitgekommen.“

Er steckte den Kopf hinaus.

„Siehst Du sie schon?“

„Nein, ich sehe sie noch nicht. Vielleicht ist auch Mutter zu Hause geblieben und wartet mit dem Kaffee.“

„Dazu ist es doch schon zu spät.“

„Bei uns wird jeder Gast zuerst mit Kaffee und Kuchen bewirthe't und dann kommt der Punsch und dann kommt das Abendessen und dann kommt wieder Kaffee und dann kommt der Toddy und dann kommt Stachelbeergrüze mit Rahm und so kommt immer noch etwas, bis man in's Bett geht.“

Der Zug hielt.

„Siehst Du nun Deinen Bruder?“

„Nein, er ist wohl drinnen und fertigt seine Post ab.“

Wir stiegen aus.

Kein Bruder war zu sehen, kein Wagen wartete. Sie

mußten die Nachricht unserer Ankunft noch nicht bekommen haben.

Mir wurde das Herz ganz leicht. So blieben wir noch eine halbe Stunde allein beisammen und ich konnte mir alles mit Genuß anschauen: den Weg, auf dem er täglich gegangen, die Häuser, an denen wir vorüberkamen, die alte Kirche mit dem Treppengiebel. Dann war man schon gleich viel besser eingelebt.

Wir gingen daher in der Abendkühle. Der Klee duftete stark von den Wiesen, die großen Linien der Landschaft zeichneten sich in der sinkenden Sonne, es war einsam auf dem Wege und in einer langsamen Steigung sahen wir nach Norden hin das Land, besät mit Dörfern, Kirchen und Windmühlen, sich hinaufziehen bis zu dem tiefblauen Horizontstreifen der Wälder Schonens.

An der Kirche bog der Weg ab. An dem mächtigen, alterthümlichen Bauernhof, den der Pfarrer bewohnte und bewirthschaftete, gingen wir vorbei, vorüber an den kleinen Häusern der Handwerker und vor uns lag ein offenes Bierack, wo vier Wege sich kreuzten und ein unendlicher Ausblick über die ganze Ebene sich öffnete. Links zwischen zwei Wegen lag das große einstöckige Haus des Doctors, rechts ihm gegenüber das Hochschulhaus, wo die neue Mutter wohnte und der neue Bruder.

Mir wurde bekommen zu Muth, während wir die vielen steinernen Stufen emporstiegen. Wie würde ich der Mutter gefallen, die von den Söhnen so sehr verehrt wurde? Noch war keine Schwiegertochter von außen in diese alte Familie gekommen und mein Verlobter hatte sich auch zwei Tage lang besonnen, ehe er diese neue Möglichkeit der Mutter mittheilte, die in allem zu Rath gezogen ward von den dreißig- und vierzigjährigen Söhnen.

Die Stufen waren erstiegen, die Hausthür ging auf, — der Flur war leer. Mein Verlobter drückte die Thür in die Wohnstube auf, — sie war leer. Die Flügelthüren zu der Stube seiner Mutter dahinter standen offen, — sie war leer.

Wir sahen uns an ohne Worte. Er ging in das Speisezimmer, — es war leer. Er öffnete die Thür zur Küche; dort saß die Haushälterin und häfelte.

„Sind Mutter und Bruder nicht hier?“

„Nein.“

„Ist Niemand zu Hause?“

„Nein.“

„Ist denn meine Nachricht nicht angekommen?“

„Ja, — freilich!“

„Wo sind sie denn?“

„Sie sind fort nach Hönfinge zu des Herrn Bruder.“

„Warum denn?“

„Er ist krank geworden.“

Wir sahen uns wieder an und gingen zurück in die Wohnstube. Dort setzte er sich in den Schaukelstuhl und ich mich in's Sopha. Wir sahen einander weiter an und wurden nach dem ersten Staunen ganz vergnügt. Eigentlich war es doch wunderschön, den ersten Abend so ganz allein und ungestört zu verbringen. Hungrig waren wir und bei der Haushälterin wurde der Kaffee bestellt. Wir aßen und tranken und gediehen immer besser. Morgen würden Mutter und Bruder schon wieder da sein. Die Haushälterin wurde gefragt, was dem Bruder in Hönjinge fehle, aber sie wußte nichts Bestimmtes. Der Doctor drüben war auf Landpraxis aus, den konnte man nicht befragen.

„Mutter ist immer gleich überängstlich, wenn einem von uns was fehlt; dann ist sie sofort da und übernimmt die Pflege selbst. Und außerdem macht sie sich gern Bewegung. Jeder Vorwand zu einem Ausflug ist ihr recht, aber sie bleibt nirgends lange.“

Die Müdigkeit nach der Reise und Seefahrt kam und vertrieb uns die Lust, wieder auszugehen. Statt dessen wanderten wir durch das ganze Haus und ich wurde in alles eingeführt: in die leeren Schulstuben und in das große Lehrzimmer, dessen unbenutztes Bett mein Verlobter für sich herrichten ließ. Ich wollte in seinem kleinen Zimmerchen schlafen,

wo er ein halbes Jahr gewohnt und alle die vielen Briefe an mich geschrieben. Dort standen wir lange und sahen aus dem Fenster auf die weite Aussicht über endloses, flaches, fruchtbares Land, das Weidenhecken nach allen Richtungen durchzogen. Als wir dessen müde waren, zeigte er mir den Schrank mit den Glasthüren, hinter denen seine Bücher, Manuscripte und Aufzeichnungen sichtbar waren. Der Schlüssel steckte darin.

„Da sind auch alle Deine Briefe,“ sagte er zärtlich und deutete auf einen ganz netten Stoß. Und im selben Moment fühlte ich es auch wie einen inneren Stoß. Hatte er alles das, was für keine andern Augen geschrieben war, so offen liegen lassen, — nicht einmal den Schlüssel abgezogen, als er wegfuhr nach Dänemark, mich zu empfangen?

Er sah an meiner Miene, daß ich mit etwas beschäftigt war, was ich nicht sagen wollte. Er hielt mich fest, als ich aus dem Zimmer gehen wollte, und forschte und drängte. Ich zeigte auf den Platz, wo die Briefe angehäuft lagen und auf den Schlüssel im Schloß.

„Was meinst Du?“ fragte er verständnißlos.

„Ich meine, wir gehen lieber gleich auseinander,“ sagte ich böse, — „wenn Dir meine Briefe nicht mehr sind, als sie vor aller Augen herumliegen zu lassen.“

„Aber, liebes Ding,“ sagte er bestürzt, „ich habe noch nie-

malß etwas verschlossen. Und meine Mutter wird doch meine Briefe nicht lesen, das kannst Du doch verstehen. Und meinen Bruder kennst Du doch selbst.“

Ich war noch längere Zeit gekränkt und theilte auch nicht so unbedingt meine Vertrauensseligkeit. Das gab aber nur Anlaß zu einer noch längere Zeit in Anspruch nehmenden Verjöhnung, womit wir den Rest des Abends verbrachten. Mir kam dabei rechtzeitig in's Gedächtniß, daß der Verschuß meiner Schiebladen und Schränke auch sehr fragwürdig war. Gewöhnlich vergaß ich es und ich wohnte doch dazu in einer Pension bei fremden Leuten.

Der Abend ging in einer eigenen Stimmung, die argloses, stilles und ruhiges Glücklichein und doch nicht bloß und ungemischt das war. Es war etwas in diesen Räumen, was nicht Körper hatte und doch zugegen war; — etwas wie eine zurückgelassene Atmosphäre, wie ein feindseltiger und beobachtender Blick. Ich nahm wahr, daß er es nicht empfand, und hätte auch selbst gar keine Worte gehabt, es auszusprechen. Ich wußte auch nicht, wo es herrührte, — hier gingen ja so viele Menschen aus und ein; eine Hochschule ist ja ein großer Sammelpunkt, wenn auch jetzt alles leer stand.

Als wir merkten, daß die Haushälterin sich anschickte zu Bett zu gehen, nahmen wir unser Licht und gingen hinauf in unsere beiden Stuben. Und ich schlief wunderschön in der

Stube, die er bewohnt, und in dem Bett, in dem er geschlafen hatte, bis er am anderen Morgen an die Thür klopfte.

Der Himmel war blau und die Sonne schien und die Vögel zwitscherten in der weichen Morgenkühle und der Duft des frischen Kaffees schlug uns entgegen, als wir hinuntergingen in die Wohnstube. Ueber den gepflasterten offenen Platz vor der vielstufigen Haustreppe kamen Hufschläge. Mein Verlobter spitzte die Ohren, wie jedes Landkind, wenn es einen reitenden Boten kommen hört. Das Fenster stand offen und er beugte sich hinaus.

„Das ist ein Knecht meines Bruders von Hönfinge,“ rief er zurück.

Die Hufschläge hörten unter dem Fenster auf. Ich konnte, wo ich stand, gerade die Ohren des Pferdes und den Kopf des Mannes sehen.

„Kommst Du aus Hönfinge?“ rief mein Verlobter hinunter.

„Ja, — des Herrn Mutter schickt mich.“

„Wie geht's meinem Bruder?“

Eine Pause, — ein Augenblick Stille. Dann antwortete der Mann:

„Er ist gestorben. . . .“

Am Nachmittag kam der Hochschulvorsteher, mein künftiger ältester Schwager, der die Mutter nach Hönfinge begleitet hatte. Sie war dort geblieben, um die Beerdigung vorzubereiten. Er war ruhig, wie man auf dem Lande bei Todesfällen zu sein pflegt. Und er brachte nur wenige Nachrichten. Der Bruder in Hönfinge war plötzlich an starkem Fieber erkrankt, gleich nachdem die Anzeige unserer bevorstehenden Ankunft in Hönfinge eingetroffen war. Da er unverheiratet war wie der Bruder in Skurup und der Bruder in Svedala, so war die Mutter mit ihrem ältesten Sohn sofort zu ihm abgereist. Der Doctor erklärte es für einen schweren Typhusfall. Heute in der Frühe war er gestorben. Auch seine Haushälterin lag krank, gleichfalls am Typhus.

Mit dem nächsten Zuganschluß am anderen Morgen früh reisten wir zurück nach Dänemark. Vorher war noch die Nachricht eingetroffen, daß auch die Haushälterin gestorben sei.

---

It was in the month of september

In my most immemorial year. . .

Da standen wir beide ganz allein vor dem Bürgermeister in Kopenhagen und wurden bürgerlich getraut. Wir dachten an nichts, als daß wir nun zusammengehörten, und es fiel uns eigentlich gar nicht auf, daß sich Niemand zu unserer

Trauung eingefunden. Als wir in das Magistratzimmer traten, stellte sich noch ein anderes Paar mit uns zusammen vor den grünen Tisch. Es war das ärmlichste Paar, das ich in meinem Leben gesehen. Sie standen da in ihren schmutzigen geflickten Arbeitskleidern und sahen elend und abgehungert aus. Und als die Namen der beiden neuen Ehepaare genannt wurden, da kam es mir vor, als ob dies Paar Hansen hieße, und wenn ich recht berichtet bin, so war der Bürgermeister, der uns zusammengab, der bekannte Kopenhagener Bürgermeister Hansen.



## II.

Achtzehn Monate waren vorüber, — achtzehn Honigmonate, verbracht in Dänemark, Berlin, Meudon und St. Végier sur Bevey. Und hier war am Tage Mariä Geburt auch ein kleiner Ola gekommen, der nun seine sechs Monate alt war. Seine Eltern hatten viel erlebt in diesen achtzehn Monaten, viele äußere Eindrücke und viel inneres Glück und waren noch immer nicht recht zu sich selbst gekommen, denn dazu hatte es zuviel Arbeit gegeben für sie beide, da sie und der kleine Ola ja leben mußten.

Und auch der kleine Ola hatte viel erlebt. Mit seinen

sechs Monaten war er schon durch die ganze Schweiz gereist und dann quer durch ganz Deutschland und weiter über Dänemark hinein nach Schweden und hatte sich keine Rast gegönnt, bis er in Skurup angekommen war. Im blühenden schweizer Frühling, während der Saft in alle Bäume stieg und die Weinberge umgegraben wurden und die Sonne schon glühend auf die Bergfirste schien, waren seine Eltern mit ihm aufgebrochen; aber Regen und Sturm peitschten ihm in Dänemark entgegen und dichter Schneefall empfing ihn in Schweden. Und kein eigenes Obdach gab es, als er dort angekommen war, denn die Großmutter hatte uns nicht so früh erwartet und das Häuschen, das für uns gemiethet worden, stand noch leer und kalt und unbeziehbar. So war seine Mama froh, als sie ihren kleinen Buben bei der Großmutter auf der Hochschule lassen durfte mitsammt seiner alten Wärterin, die ihn aus der Schweiz begleitet hatte, denn die Mama mußte wieder zurück zum Papa nach Berlin, da es für den Papa noch seine Schwierigkeiten hatte, sich geläufig deutsch auszudrücken und solches seine Schattenseiten haben kann im Verkehr mit Verlegern und Zeitungsredakteuren. Aber sechs, sieben Tage später kam schon von dem Onkel Hochschulvorsteher ein Telegramm: „Kleiner Ola sehr krank, kommt rasch“, und in derselben Nacht reisten Papa und Mama von Berlin nach Skurup zurück. Am andern Morgen waren sie dort und die Gefahr war

vorüber, denn der kleine Ola hatte nur eine Verstopfung gehabt, weil man ihm sein Griesmus mit Reismus vertauscht und zu lange gezögert hatte, den Arzt zu holen. Aber das blühende, rothwangige Kind war grau im Gesicht geworden in den wenigen Tagen und seine geängstigte Mutter sah ihn mit Sorge in der feuchten Wohnung untergebracht, die inzwischen hergerichtet worden war.

Nun kamen schwere Tage. Eine Köchin war nicht aufzutreiben, die Wärterin wollte nicht kochen, Besuch fand sich von allen Seiten ein und Mama sollte doch schreiben, Papa übersetzen, dem Hausstand vorstehen, die Gäste gewinnen und vor den strengen Augen der Großmutter Gnade zu finden suchen. So begaben sich Mama und Papa, da die Großmutter keine schaffen konnte, auf eigene Hand auf die Suche nach einer Magd, fanden eine, die diebisch war, fanden eine andere, die nervös reizbar war, und so schlug man sich schlecht und recht durch, bis der Frühling mit seiner Wärme und Fülle und dem wogenden Korn um das ganze Häuschen herum alles wieder gut machte, während der Bub in aller Stille ein Bähnchen nach dem andern bekam.

Aber immer fragte ich mich, wenn ich auffah von der Arbeit, oder mein Eheherr in verdrossener Laune von der Hochschule heimkehrte: „Warum sind wir zurückgekommen? warum blieben wir nicht im Ausland, wo wir so billig

gelebt und ein paar möblirte Zimmer bewohnt hätten und nicht abgeſchnitten geweſen wären vom Contact mit der übrigen Welt, der uns unentbehrlich iſt? Warum ſollen wir uns hier wegen der kleinen Schulden für die Wohnungseinrichtung vom leiblichen Bruder Vorwürfe machen laſſen, während mein Gatte im Ausland ſeinen anerkannten Namen hat und die einzige geiſtige Capacität in ſeiner Heimath iſt? Warum wurden ihm von dem Bruder mit den vielen Verbindungen mit allen einflußreichen Perſonen des Landes Hoffnungen zur Gründung einer Zeiſchrift erregt, wovon nachher mit keinem Wort mehr die Rede war, gerade als wären jene Briefe nie geſchrieben worden? Warum wird ihm keine Stellung angeboten und jede Möglichkeit eine zu ſuchen abgeſchnitten? Warum ſind ſeine vielen Freunde und Verbindungen wie weggeblaſen? Warum finden ſich nur Schnüffler und gleichgiltige Menſchen ein? Warum iſt der Sohn einer der angeſehenſten, älteſten und wohlhabendſten Familien des ſchwediſchen Bauernlandes ſo iſolirt nach einem berühmt gewordenen Univerſitätsexamen, daß er in einer andern Sprache ſchreiben muß, weil in ſeiner Heimath weder Blätter noch Verleger für ihn zu finden ſind? Und warum wird hier, weder mit Mutter noch Bruder, noch Verwandten und Bekannten, jemals ein offenes und gerades Wort geredet? Was für unſichtbare Horcher ſind denn überall?“

Und während ich mir solche Fragen stellte, kam mir die altkluge französische Wärterin auch mit allerlei Fragen und Beobachtungen, die mich noch nachdenklicher machten.

Der Verkehr mit der übrigen zahlreichen Familie war wie abgeschnitten. Es war, als wenn sich gar keine Gelegenheit fände, zu ihnen zu kommen. Ich hätte sie gern kennen gelernt und wagte mich manchmal mit einer Frage hervor. Aber dann war immer die Antwort: „Man muß Mutter fragen“ und von Mutter bekam man nie eine bestimmte Antwort. Es war, als ob Mutter wieder jemand anders fragte. Ueber der Schule stand als Vorstand und Stern der Pastor der Nachbargemeinde, der in mehrfachen Verschwägerungen bis in die Nähe der königlichen Prinzen reichte und dessen Schwiegermutter „Altefrau“ im fgl. Schloß von Gripsholm und später im Stockholmer Schloß war.

Auf mich sah Mutter nun ein- für allemal herab; das kränkte mich nicht besonders, denn so ein Wesen aus dem wilden Rußland, gegen das in Schweden seit dem Verlust der Ostseeprovinzen noch immer wahrnehmbare Antipathien genährt wurden, und dessen gebrochenes Schwedisch sie ebenso wenig verstand, wie ich ihr würdevoll gedehntes Schonenisch, — das mußte ihr schon an und für sich fragwürdig vorkommen. Außerdem las Mutter Feuilletonauschnitte aus den Zeitungen, die sie sorgfältig sammelte, bis die Geschichten

vollständig beisammen waren und beklagte sich, daß ihr Sohn „nichts Ordentliches“ schriebe.

Endlich kam doch der Tag, wo man mit dem „geistreichen und liebenswürdigen Kirchenhirten“, dem Schwiegerjohn der „Altefrau“, zusammen zu kommen Gelegenheit finden konnte. Es war im Walde von Jordberga, wo sich am Johannistag die ganze Gegend von weitherum mit ihren Speise- und Flaschenkörben zu versammeln pflegt. Nahe an hundert Wagen waren aufgefahren, als wir ausstiegen. Und noch waren wir nicht in den Wald hineingegangen, da rief der Bruder-Hochschulvorsteher: „Da ist er, da ist unser Pastor!“

Und da ging, zehn Schritt von uns, ein älterer, beleibter Herr mit einer für ihn viel zu jungen Dame am Arm, die seine Frau war.

„Wollen wir doch hin und ihn begrüßen,“ sagte ich unbedacht.

Aber es war, als hätte er diese Worte gehört. Er faßte seine Frau fester und schleppte sie mit sich. Mit rundem Rücken und zappelnden Beinen, ohne sich umzuschauen, zog er sie in das Walddickicht hinein, als könne sie Schaden nehmen, wenn der Verfasser von „Sensitiva amorosa“ seine Blicke auf sie fallen ließ. Und das junge aufgeschossene Ding, um Haupteslänge größer als der Gatte, wand sich wie eine Gerte und drehte immerfort das lüsterne Köpfchen zurück.

Viel später erst lernte ich verstehen, daß das reiche und fruchtbare Schonen von der regierenden Richtung in Ober-schweden noch immer behandelt wurde, wie ein erobertes Land. Es war so eine Art Elsaß-Lothringen, das man „germanisiren“ mußte. Die Universität Lund, von Karl XI. vor 200 Jahren gegründet, war so ungefähr die Universität Straßburg und die Zeitungen hatten leichte Anklänge an die Reptilienpresse. Der schonensische Bauerngeist aber war eine Einheit, die noch aus den Zeiten des Katholicismus zusammenhielt, dessen Kultur von keiner anderen verdrängt worden, weil es später keine gab. Nur in den letzten Jahrzehnten hatte der Pietismus „civilisatorisch“ zu wirken begonnen und einige reiche Hofbesitzer, darunter die kinderlose Tante und Tauspathin meines Vaters, hatten ihm ihr ganzes Vermögen, soweit sie darüber frei disponiren konnten, zum Opfer gebracht. Nachdem er nach und nach die sociale Stufenleiter immer höher hinaufgeklettert war, stellte sich endlich ein Prinz des kgl. Hauses als Wanderprediger an seine Spitze und forderte mit höchst-eigenem Munde die Schonenser auf, „zu Jesum zu kommen“. Da fehlte es denn nicht, daß der neue Jesus in allen Klassen und Ständen eifrige Anhänger fand, von denen viele ihm frei und öffentlich, noch viel mehrere aber nur ganz im Stillen in aller Ergebenheit dienten.

Nun gab es Leute, denen das alles nicht einleuchtete, die

das Gute, was sie hatten, nicht gegen das „Bessere“, das man ihnen darbot, vertauschen wollten. Sie erinnerten sich, daß Lund nicht bloß eine oberischwedische Universität, sondern viele hundert Jahre früher das Erzbisthum für den ganzen Norden gewesen war. Sie erinnerten sich noch weiter zurück und daß es von den beiden schonenjischen Küstenstädten, ehe sie in einem Sandmeer ertranken, geheißsen hatte:

Als Christus sich ließ gebären,

Standen Skanör und Falsterbo in Glanz und Ehren.

Diese Leute fühlten in sich selbst einen Culturwerth, der bedeutend höher stand als der ihnen jetzt dargereichte, — sie sahen auch, daß die sogenannten Volkshochschulen, zur „Bildung“ der Bauern gegründet, der Austreibung der alten Sitten und Denkweise dienten und ihren Mantel nach dem Wind der „Staatsunterstützungen“ in Form von Geldzuschüssen hängten, nachdem ihre Leiter erst an der Universität Lund die höhere Bildung in befriedigender Weise sich zu eigen gemacht hatten. Leute, die so dachten und sich danach verhielten, kamen aber nicht vorwärts, sondern saßen still und verschüchtert in den Ecken herum. Es gab ihrer ganz viele und aus Familien, denen die natürliche Führerschaft zugefallen wäre. Aber „sie leisteten eben nichts Ordentliches“, um mit meiner Schwiegermutter zu reden.

\*

\*

\*

Eines Tages wurde angespannt und ein feierlicher Familienausflug unternommen. Mutter selbst hatte das so angeordnet und der Bruder Hochschulvorsteher stellte sich an die Spitze des Unternehmens. Es ging zu dem Wittwer ihrer verstorbenen Schwester, dem kinderlosen Onkel Rasmussen, einem der reichsten Männer des Kreises, der einsam mit seiner Haushälterin — und Knechten und Mägden in geziemendem Abstand — in einem herrenhofähnlich umgebauten Hause sein otium cum dignitate verbrachte.

Er empfing uns in einem geräumigen Saal, dessen einzigen Wandschmuck ein großer Oeldruck bildete, den Abschied Maria Stuarts von ihren Frauen vor ihrer Hinrichtung darstellend. Dementsprechend war auch die übrige Einrichtung städtisch und bürgerlich, seine eigene Person nicht ausgenommen. Er war ein kleiner, magerer Mann mit zurückhaltendem und vorsichtigem Wesen und der Kleidung und Führung eines Consistorialrathes. Er schnupfte oft und nachdenklich und legte Werth darauf, sich unterhalten zu lassen.

Mutter war an diesem Tag ungewöhnlich gut aufgelegt und liebenswürdig gegen mich. Sie war beinahe schelmisch, was ihrer strengen Miene ganz ungewohnt stand. Der Schwager = Hochschulvorsteher befand sich in derselben Ecke. „Laura,“ sagte er zu mir, „sollte es auf den Onkel Rasmussen anlegen. Da giebt es was zu erben. Er weiß ja

nicht, was er mit seinem Geld machen soll. Wer ihn gut unterhalten kann, dem steckt er gleich ein paar hundert Kronen in die Hand. Man muß ihn nur zu nehmen wissen.“

Nach den ersten Begrüßungen und Bewirthungen setzte sich denn auch der Onkel Kasimoff still und bedachtsam ganz allein an einen kleinen Tisch zwischen den beiden Mittelfenstern und sah aus, als ob er der Dinge harrete, die da kommen sollten.

Mutter faßte mich nun bei der Hand und versuchte, mich zu ihm zu bugsilren. Der Hochschulvorsteher stand schon bei ihm und erzählte ihm von der merkwürdigen Schwägerin, die so weit aus Rußland hergekommen war und so viel von der Welt gesehen hatte. Der Alte schnupfte und sah sehr bedenklich aus.

Diese Miene und diese Vorstellung gaben mir ein, meine Hand wieder aus der Muttters zu ziehen und zu bleiben, wo ich war. Ich hab' das immer und zu allen Zeiten, weiß Gott warum, so gemacht und vielleicht oft mein Glück damit verscherzt. Aber wenn man mich so, sub rosa geredet, bei den Haaren fassen und zu einer großen Person hinschleppen wollte, da strampelte ich jedes Mal wie auf eine innere Eingebung. Und vielleicht war es auch eine innere Eingebung und was ich dabei verscherzte, das war nicht — mein Glück.

Der Alte sah geistlicher aus als je und näherte sich nach

einer Weile in einem großen Bogen dem Sophatisch, auf den eben die mächtige Kaffeekanne aus rothem, schwedischem Kupfer gestellt wurde. Hier saß Mutter mit mir im Sopha und hielt mich wieder an der Hand, wahrscheinlich damit ich nicht davon springen sollte, denn ich hatte ihr schon, der Wahrheit gemäß, versichert, ich säße nie in einem Sopha, weil mir das zu heiß sei; Mutter aber hatte mir mit Nachdruck geantwortet: das sei ganz gleich, das müsse man thun.

Der Alte nöthigte nun zum Einschenken und warf mir einen Viertelblick zu, der noch nicht neugierig, aber auch nicht mehr gleichgiltig war. Ich fing nun an, zu ihm zu reden, über das Nächste, Beste, und in meinem Tempo, das gegen die holländische Gedehntheit der landesüblichen Ausdrucksweise wohl ziemlich abstach.

Der reiche Onkel wurde mißmuthig, Mutter befahl mir, langsamer zu sprechen, alle übrige Unterhaltung hörte auf und alle bereiteten sich vor zuzuhören. Als ich das eingetretene allgemeine Schweigen merkte, hörte ich plötzlich auch auf, — und der Erbonkel nahm seine Tasse und glitt auf seinen weichen Hauschuhen wieder hinüber an sein Tischchen zwischen den Mittelfenstern.

Mutter trank ihren Kaffee in tiefem Begrübel. Dann glitt sie dem Erbonkel nach, setzte sich zu ihm und es entspann sich eine stille Verhandlung. Ich benutzte die Ge-

legenheit, aus dem Sopha zu entweichen, wurde aber, als ich an die Gartenthür gelangte, von einer der Schwägerinnen eingefangen und an den Kaffeetisch zurückgeleitet. Hier fand sich Mutter alsbald ein und sagte mir bekümmert: Onkel Rasmussen habe erklärt, er könne meine Sprache nicht verstehen. Der Hochschulvorsteher würde mit ihm sprechen, fügte sie hinzu, der sei sein Liebling.

Nach getrunkenem Kaffee erhoben sich denn auch der Schwager Hochschulvorsteher und der reiche Onkel und begaben sich in's Nebenzimmer, dessen Flügelthüren vor aller Augen umständlich zugemacht wurden. Im Saal blieben Alle in andächtiger Stimmung zurück. Die Zeit verging, die Thüren blieben geschlossen. Endlich öffneten sie sich, ebenso langsam und behutsam, wie sie sich geschlossen hatten, und der Alte spazierte nachdenklich heraus, gefolgt von seinem nachdenklichen Neffen. Was sie verhandelt hatten, war nicht in ihren Mienen zu lesen, es gelangte auch weder in die engere, noch in die weitere Oeffentlichkeit.

In der milden, dufterfüllten Luft der Frühlingsnacht fuhren wir heim. Vor dem Häuschen stand schon die alte Schweizerin und erwartete uns. In seinem Wagen lag der Kleine und schlief. Sie kochte uns noch rasch das Wasser zu einem Toddy und wir saßen lange und stillvergnügt beim offenen Fenster:

Als ich wieder, gegen Mittsommer, den geräumigen Saal mit der Hinrichtung der Maria Stuart betrat, wo Onkel Rasmuffon uns empfangen hatte, da machte statt seiner der Ortschneider in schwarzem Frack als Oberkellner und Ceremonienmeister die Honneurs. Onkel Rasmuffon aber lag hinter den Flügelthüren des Nebenzimmers in seinem Sarge. . . .

Es war so rasch gegangen, Niemand schien recht zu wissen, wie. Eines Tages hatte der alte Mann, der nur seine Haushälterin um sich hatte und Tag und Nacht einsam mit ihr in dem großen leeren Hause wohnte, über innere Schmerzen geklagt, der Arzt war geholt worden, mit der Diagnose nicht recht in's Klare gekommen und hatte angeordnet, daß er nach Lund in die Klinik geschafft werde. Da ging er auch ganz gern hin, denn er war Donator der Univerſität, der er schon vor vielen Jahren eine Geldstiftung für Studirende zugewandt hatte. Von Lund traf alsbald die Nachricht ein, es sei eine Darmverschlingung und eine Operation bereits vorgenommen. Sie verlief so glücklich wie ganz besonders Operationen gegen Darmverschlingung zu verlaufen pflegen. Die Haushälterin, die ihn hinbegleitet hatte, reiste zurück, meine Schwiegermutter besuchte ihn in Lund und kam gleichfalls bald zurück. So blieb er ganz allein. Und als wieder ein Tag vergangen war, kam die Botschaft aus der Klinik: er sei gestorben.

Niemand war zugegen gewesen, und keine nähere Mittheilung wie er gestorben war, begleitete seine Leiche.

Meinem Gatten wurde von Mutter und Bruder im Namen der übrigen Brüder der Auftrag, ihn, in Gesellschaft eines Neffen aus der andern Linie, abzuholen. Sie reisten zusammen nach Lund, entrichteten dem Herrn Professor — der allgemein als ein sehr hoher Freimaurer bezeichnet wurde — das Honorar, wechselten einige höfliche Worte mit ihm und begleiteten den Sarg zurück. Das Vermögen zersplitterte sich zu Atomen unter den zahlreichen, alle gleich erbberechtigten Neffen und Nichten.

Im Herbst desselben Jahres, nachdem wir vorher meine Eltern in Riga besucht, brachen wir nach Deutschland auf. Ein Winter in der bisher durchgemachten Vereinsamung und Ausgeschlossenheit von allen Erwerbsmöglichkeiten wäre der materielle Ruin und die geistige Depression gewesen. In Friedrichshagen bei Berlin und später im oberbairischen Schliersee folgten anscheinend friedliche Jahre voll reger Thätigkeit. In diesen Jahren wurde dann auch mein Name in der Welt bekannt. „Das Buch der Frauen“, zwischen Reisen, Haushalten, Kinderwarten, Nähen und Schneidern geschrieben, breitete ihn in fast allen europäischen Sprachen aus und er ist seitdem nicht mehr unterzukriegen gewesen, wenn auch Dinge geschahen, die schon stärkere Menschen gebrochen haben.

## III.

Einige Jahre waren vergangen. Und es kam das dritte und letzte Mal, daß wir hinüberreisten in die Heimath meines Vaters und einkehrten in den Schooß seiner Familie.

Mittsommer war nahe. Es war in der frühesten Morgenstunde, als der „Imperator“, über Saßnitz kommend, auf die kleine Råde von Trelleborg zukehrte. Wir hatten die Nacht im Speisesalon und auf Deck verbracht, da ich unten in den engen Kajüten immer seekrank werde und mich daher auf jeder Seereise, solange es angeht, in frischer Luft halte. Unter meinem Pelzfragen, in der Ecke eines Sophas, lag unser kleiner Sohn, nachdem er sich an allem müde gesehen, und schlief, bis ihn das Aufstoßen des Schiffes am Bollwerk weckte.

Aus den Kajüten und aus den unteren Salons wimmelten die Passagiere hervor und es wollte uns scheinen, daß eine eigenthümliche Stimmung herrschte. Der Steuermann kam vorbei, grüßte freundlich und sagte: „So, nun wären wir glücklich angelangt.“ Erst ein paar Tage später in einer schwedischen Zeitung lasen wir, daß der „Imperator“ eine Leiche an Bord gehabt hatte. Ein schwedischer Passagier war in der Nacht in einer der Kajüten gestorben.

Der Hafen von Trelleborg ist der ödeste Flecken in dem

fruchtbaren Schonen. Unserer Ankunft war ein längerer Briefwechsel mit den Verwandten vorangegangen, sowie ein rechtzeitig abgefertigtes Telegramm. Der Zug, der die Passagiere nach Stockholm weiterführte, war schon fort, aber noch suchten wir vergebens nach dem Wagen, der uns erwarten und mit unserem Reisegepäck anderthalb Stunden weit heimführen sollte. Wir mußten Alles dalassen und begaben uns auf den Weg.

Die Sonne brannte und die Hitze wuchs. Ich dachte an jenen Empfang, da wir als Verlobte gekommen waren und ich zum ersten Mal den schwedischen Boden betrat. In dem Hof, den wir jetzt aufzusuchen unterwegs waren, dem alten Väterhof des ganzen Geschlechts meines Vaters, lag damals sein vierter Bruder im Sterben. Nach seinem Tode hatte sein fünfter Bruder, Hans, — dessen Hof wir von der Station Svedala damals so angelegentlich betrachtet hatten wie den einsamen Baum auf dem hohen Hügel zwischen den Feldern des Grafen Thott — jenen verkauft und den alten Väterhof übernommen. Unverheiratet, wie der Verstorbene und der Volkshochschulvorsteher, hatte er immerfort gekränkelt und die Schwiegermutter war fast beständig zu seiner Pflege bei ihm gewesen. Endlich wurde er so krank, daß er die Bewirthschaftung des Hofes an den benachbarten verheirateten Bruder verpachtete und mit der Mutter zur Hochschule zog.

Jetzt — hatten wir erfahren — war er in Kamlösa zum Kurgebrauch und die Schwiegermutter erwartete uns hier.

Wir gingen und gingen, bis wir zu müde wurden. Ueberall begegneten uns Bekannte meines Gatten, denn hier war er ja zu Hause. Einer davon fand sich bereit, uns in seinem Wagen nach Hönköpinge zu fahren.

Wir fuhren auf dem großen Hofe vor, wo einst Onkel Rasmussen, in der Thür stehend, bei jenem einzigen Besuche uns empfangen hatte, und den nach seinem Tode und als er wegen der Erbtheilung verkauft werden mußte, der verheiratete Bruder meines Gatten gekauft hatte. Dieser ging hier herum und begrüßte uns als unerwartet Angekommene, denn das Telegramm wäre eben erst von einem Boten gebracht worden. Mutter kam vom Väterhof herüber, wir waren ihr wieder zu rasch angelangt, sie hatte noch gar nicht Zeit gehabt, die Wohnung herzurichten. Auch eine Magd war noch nicht gefunden.

Es kam aber doch alles, wie es bei einem vollständig eingerichteten Hause nicht anders möglich war, rasch in Ordnung. Wir hatten viel Arbeit mitgebracht und machten uns gleich an dieselbe, unser Sohn suchte sich unterdessen Spielfkameraden unter den Häuslerkindern.

Wir gediehen hier alle drei gut, denn kaum hineingekommen, fühlten wir beiden Fremden, mein Sohn und ich,

daß wir hier zu Hause gehörten. Der Gatte und Vater brauchte es ja nicht erst zu fühlen, er war ja mit diesem Gefühl geboren. Weit und breit herum war hier alles Verwandtschaft. Als dritter Hof lag gegenüber an der Landstraße das gutsähnliche Gebäude, aus dem die Schwiegermutter hervorgegangen war und auf dem die Kinder der Stiefschwester meines Vaters aus der ersten Ehe seines Vaters lebten. Diese Kinder — ein junger Mann und seine junge Schwester — bewirthschäfteten ihn. Weiterhin, nach der Ostsee zu, auf einem alterthümlichen Hof, saß meines Mannes Stiefbruder mit seinen zahlreichen Kindern und Kindeskindern, verschwägert mit der ganzen Umgegend.

Nach und nach kamen wir mit allen zusammen und Einladungen ergingen hinüber und herüber. Die Schwägerinnen entdeckten mit Anerkennung, „daß Laura Kalas zu geben verstand“, was soviel hieß als empfangen und bewirthen können; sie kamen mir freundlich entgegen und wir stimmten gut überein. Ebenso verhielt es sich mit den Männern. Fast jeden Sonntag trafen sich Verwandte bei uns, im großen Saal und im großen Garten, und der benachbarte Bruder war ja schon selbst ein Sammelpunkt als Communalvorsteher und ehemaliges Mitglied des Landthings.

Aber drüben, im Hof der verstorbenen Stiefschwester, bei den beiden jungen Leuten, hatte sich die Taufpáthin meines

Gatten einquartiert, die mit dem ganzen Pietismus im Lande zusammenhing und ihr meistes Vermögen ihm dargebracht. Sie saß da, unsichtbar und unzugänglich, und der Hof glich einer verschlossenen Festung, in die auch Bruder und Schwester, die beiden Besitzer, mit eingeschlossen waren. Mutter, die auf dem Väterhof mit uns residirte, war tief vergrübelt. Fast jeden Tag ging sie hinüber in die verschlossene Festung und blieb lange dort in Conferenzen mit der Taufpathin ihres Sohnes. Diese ließ nichts von sich sehen, noch hören. Es hieß, sie sei krank. Doch die Mienen, womit das gesagt wurde, waren ungläubig. Kam Mutter heim, so war nicht gut mit ihr auskommen. Sie wurde mir manchmal ganz unheimlich, wenn ich sie mir nachgehen sah auf Schritt und Tritt und sie auf meinem verlassenen Platz vor meinen Büchern und meinen Arbeiten, deren Sprache sie ja nicht verstand, sitzen fand, wenn ich auf einen Moment fortgegangen war.

Ich wunderte mich, warum mit diesem allernächstgelegenen Hof allein kein Verkehr sein sollte, der doch nicht der Taufpathin, sondern den beiden jungen Leuten gehörte, die meines Gatten Nefte und Nichte und bloß etwa zehn Jahre jünger als er waren. Mittags mit der Schwiegermutter zu Tisch — und unbefangen, weil dies mein eigener Haushalt und mein eigener Mittagstisch und sie unser Gast war, da wir das Haus vom Schwager gemiethet hatten, — brachte ich es

zur Sprache, daß wir einfach hinübergehen und Nefte und Nichte mit sammt Taufpathin besuchen sollten. Aber das durfte nicht geschehen; Mutter wollte erst hin und sich erkundigen. Sie machte sich auch alsbald auf den Weg; aber eine Antwort brachte sie nicht.

Mein Gatte sah diese Besuche mit Kopfschütteln. Er erinnerte sich, daß Mutter und Taufpathin viele Jahre lang spinnefeind gegen einander gewesen waren und die eine aufzustehen und hinauszugehen pflegte, wenn die andere eintrat. Die Pathin war ziemlich früh verwittwet und hatte alsbald ihren Großnecht geheiratet, — eine Mesalliance, die Mutters entwickeltes Standesgefühl ihr nicht vergab. Jetzt aber schien Mutter der Tag ein verlorener, an dem sie nicht bei ihr gewesen.

War sie daheim, so wanderte sie ruhelos durch alle Zimmer. Traf sie uns beide in derselben Stube, so wollte sie dableiben und sah uns mißtrauisch an, wenn wir ihr sagten: das ginge nicht, da wir zusammen arbeiteten. Arbeitete ich allein, so fand sie sich bei mir ein, setzte sich gegenüber und sah mich mit fragenden, forschenden Blicken an. Um Ruhe zu haben, verzog ich mich in die Gartenlaube, erkältete mich und mußte wieder in's Zimmer.

Eines Tages hieß es, die Pathin sei abgereist. Gleich darauf schwirrten die beiden Geschwister — beide klein und

flink — wie zwei freigelassene Vögel aus und luden uns zu sich ein. Nun waren wir fast täglich beisammen, der Neffe spielte mit unserm Buben und war froh wie ein Kind. Die Nichte, ernster, zurückhaltender und städtisch gebildet, bei den Brunnenbesuchen lieb Kind in Pastorenfamilien, war zurückhaltender. Sie war auch ein wenig brustleidend. Beide gehörten zu den reichsten Parteen der Gegend.

Mutter aber wurde immer wunderlicher. Stundenlang wiegte sie sich gedankenvoll im Schaukelstuhl, schrieb lange Briefe und empfing Briefe. Dabei fuhr sie fort, mir nachzugehen. Manchmal fühlte ich es ganz deutlich, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, daß sie über etwas mit mir reden wollte. Und gerade mit m i r! Ihren eigenen Sohn suchte sie gar nicht so. Was aber hätte sie mit mir zu reden gehabt? Ich begriff es nicht. Und wenn sie mich mit ihren gequälten, feindseligen und fast abergläubischen Blicken betrachtete, dann verzog ich mich unwillkürlich aus ihrer Nähe.

Manchmal waren wir doch allein und sie versuchte anzuknüpfen. Aber sie fand die Worte nicht; es wurde nichts als ein Schelten auf meinen Gatten und dann kam sie übel an. Ich sehe sie noch, wie sie bei einer solchen Gelegenheit auffuhr und zur Thür hinausstürzte, als käme sie plötzlich zu sich und hätte sich verbrannt.

Um unsern Buben kümmerte sie sich nicht viel. Nur

wenn der alte wandernde Kuchenmann vorüberkam, kaufte sie ihm Kuchen und stopfte ihn recht voll damit. Der alte Händler war mir aber sehr unappetitlich, und als ich hinter diese Kuchenefferei kam, bat ich sie, dem Kind nichts von herumziehenden Leuten zu kaufen und zu geben. Sie sah mir in die Augen und sagte: ich will aber, daß er mich lieb haben soll.

\*                    \*                    \*

Eines Tages kam Mutter mit einem Brief von Hans, dem Besitzer des Hofes vor der Verpachtung, an den Mittagstisch. Hans hatte Kamlösa ganz hergestellt verlassen, langweilte sich in Malmö bei der Schwester und wollte wieder auf dem Hof einziehen und zwar sofort. Ich erschrak. Was wurde dann aus unserer Arbeitsruhe? Hans war eines Sonntags zum Besuch gewesen und hatte sich den größeren Theil des Tages damit unterhalten, durch alle Stuben mit dröhnenden Schritten zu wandern. Wenn jetzt Hans von der einen und Mutter von der andern Seite sich entgegenwanderten, wo sollten wir bleiben? Außer dem Saal, der zugleich als gemeinsames Speisezimmer diente, waren nur noch drei kleinere Stuben da, von denen Mutter die mittlere bewohnte. Wir hatten nicht einmal zwei zusammenhängende Stuben. Ich sagte zu Mutter: wenn Hans mit Mutter zwei zusammenhängende Stuben bewohnen und uns zwei zusammenhängende lassen wolle, dann könne es gehen. Mutter wollte davon

nichts wissen. Verschlossene Thüren dulde sie nicht; es solle alles gemeinsam sein. Zugleich fragte sie uns, und nicht zum ersten Mal: wann wir denn wegreisen würden? Es sei doch Zeit, an die See zu gehen zum Baden.

Ich stand rathlos. Die Absicht war ja klar und Hans hatte merken lassen, daß er schon morgen da sein könne. Ich fragte meinen Mann, ob Hans immer so gewesen sei und erhielt die Antwort: Hans sei der stillste und anspruchsloseste Mensch gewesen; der Aplomb, mit dem er bei dem Besuch aufgetreten, habe ihn auch überrascht.

Wie wir so uns beriethen, was in diesem Casus belli zu thun sei, kam unser Kleiner zu sehr ungewohnter Zeit herein, setzte sich auf die Diele und legte den Kopf auf den Reisekoffer. Wir sahen, daß er glühend heiß im Gesicht war und meinten, er sei zu stark gelaufen und wolle sich ausruhen und abkühlen. Bald fing er an zu hüsteln und das Fieber stieg. Auch klagte er, daß ihm im Halse etwas nicht recht sei. Ich schaute hinein und sah weiße Fleckchen im Schlund. Ein Schrecken ergriff mich. In Schonen hatte die Diphtheritis furchtbar zu verschiedenen Zeiten geraust — die beiden Schwäger hatten je ein Kind dabei verloren. Auf dem Hof lag ein Häuslerkind schon seit einigen Tagen an einer Halskrankheit. Der Bub hatte es gefahren und getragen wie ein kleines Schwesterchen und die Conditormwaaren des Kuchenmannes redlich mit ihm

getheilt. Wenn es die Diphtheritis war? Warum wurde das gesunde Kind mir jedesmal krank, wenn wir mit ihm heimkehrten?

Ich bettete ihn auf's Sopha, sein Vater setzte sich zu ihm und ich lief über das Feld zu Schwager und Schwägerin. Sie kam gleich mit, er versprach sofort anzuspinnen. Wie sie dem Kind in den Hals schaute, sagte sie: dies sind Diphtheritisflecken. Meine Angst nahm zu; Mutter kam und verlangte Bescheid, weil Hans morgen käme. Sie wollte nichts von Diphtheritis hören und sagte, es sei abgeschmackt, solch ein Wesen aus nichts zu machen. Da setzte ich hart gegen hart: Mutter u n d Hans zusammen, dazu sei hier kein Platz. Entweder sie oder er — aber nicht alle beide!

Mutter schaute mich sprachlos an, — sie sah aus, als verlöre sie den Boden unter den Füßen. Sechs Söhne hatten gehorchen müssen, — und eine Fremde . . . .

Während mein Gatte ihr die Nothwendigkeit des Entweder — Oder auseinandersetzte, lag ich im Nebenzimmer neben dem fiebernden Kind auf den Knien und betete zum ersten Mal zur Muttergottes. Ich bat sie aus allen Kräften, das Kind zu bewahren und die Krankheit abzuwenden. Plötzlich merkte ich, daß der Bub mich betrachtete. „Bet'ft Du, Mama?“ fragte er aufmerksam. Dann machte er ganz zufrieden die Augen zu und ruhte weiter.

Bald kam der Schwager mit dem Wagen, ich zog dem Kind seinen Winterrock an und wir fuhren zum Doctor nach Anderslöf. Unterwegs kam auf einmal eine große Ruhe und Zuversicht über mich. Ich fühlte ganz plötzlich und ich fühlte es nicht anders als wie an meinem eigenen Leib, daß das Fieber vom Knaben wich. Es war mir, als fielen es ab, wie von einer Hand weggestrichen.

Der Doctor untersuchte ihn und sagte: „Noch ist es nicht Diphtheritis, aber es kann es werden. Ich muß sofort Nachsicht haben, falls es schlimmer wird.“

Wir holten ihm die Medicin und fuhren heim. Unterwegs sprachen der Schwager und ich über einen seit dem Frühjahr schwebenden Punkt.

Vor der Reise nach Schweden hatte ich ihm geschrieben, daß ich einst von meinen Eltern ein kleines Vermögen erben würde und gefragt, ob zwei Drittel der Kaufsumme des Hofes genug wären, ihn zu erwerben, falls mein Gatte es wünsche. Er schickte mir eine genaue Aufstellung und die Mittheilung, daß die Hypothekenbelastung nicht groß wäre. Jetzt sprachen wir wieder darüber und ich sagte: Es geht doch nicht, solange Mutter lebt. Sie und Hans würden immer wieder hereinwollen, und unter einem Dach mit ihr — das ist unmöglich.

Es sollte auch nicht geschehen. Der Inhalt dieses Schreibens

war ruchbar geworden, — wie? Das Herz meiner Eltern wurde mir entfremdet, und nach dem Tode meiner Mutter verweigerte mir mein inzwischen fast achtzig Jahre alt gewordener Vater jeden Einblick in den faktischen Bestand der Erbschaft.

Zu Hause angekommen, richtete ich dem Kind sein Bett her und legte es hinein. Mutter ging hin und her und beschwerte sich — über Halschmerzen. Plötzlich erklärte sie: sie würde mit dem nächsten Zug zu dem Doctor nach Skurup fahren, um ihn zu consultiren.

Und weg war sie am folgenden Morgen.

\*                    \*                    \*

Der Bub erholte sich langsam. Nach einigen Tagen verschwanden die weißen Flecken und er gurgelte fleißig mit dem „stinkigen Wasser“ aus der Apotheke, bis die Flasche leer und der Hals gesund war. Was ich der Gottesmutter in jenen Augenblicken des Schreckens gelobte, das hab' ich später gehalten.

Die letzten Wochen in Hönfinge vergingen in Ruhe und Frieden. Mutter erschien zu dem Familienfest, das wir vor unserer kleinen Badereise nach Helsingborg gaben, war liebenswürdiger als jemals früher und wäre gern bis zu unserer Abfahrt wieder dageblieben. Auf diesem Familienfest, wo alle Hanssons versammelt waren, sah ich sie zum letzten Mal.

Kurz vor diesem letzten Fest trat ein unheimliches Ereigniß ein.

Es war an einem Sonntag. Der Schwager war am Morgen früh aus Stockholm zurückgekehrt, wohin er mit einem Nachbarn zur Ausstellung gereist war. Sein Haus war voll von Besuch, der sich eingefunden hatte, um ihn nach der Heimkehr zu begrüßen, und der Tag war sehr heiß. Nach dem Mittagessen gingen wir heim, einige gingen spazieren, andere kamen zu uns in den Garten, andere blieben drüben.

Die Mittagsschwüle war drückend, die Luft stand unbeweglich und zitterte, das Vieh brüllte auf den Feldern.

Von draußen kam unser kleiner Sohn zu mir in den Saal und sagte: „Mama, der Knecht ist ertrunken.“

Ich verstand ihn gar nicht und glaubte, das Kind schwaze so daher. „Was für ein Knecht?“ fragte ich achtlos.

„Nun, der den ganzen Vormittag hier in den Bäumen saß und Kirichen aß.“

„Saß denn einer hier in den Bäumen?“

„Nu freilich. Ich hab auch Kirichen aufgelesen, die ihm herunterfielen.“

„Wo ist der denn ertrunken?“

„Nun, drüben, hinter Onkels Stall im Weiher.“

Ich glaubte ihm noch nicht. Aber da kam auch schon die Haushälterin und berichtete:

„Der Kleinknecht ist ertrunken.“

„Wo?“

„Hintern Stall im Tümpel. Es ist so flach da, daß man aufrecht stehen kann. Es ist nicht zu begreifen.“

Wir gingen in den Garten zu den Gästen mit der Nachricht. Alles sammelte sich und zog hinüber nach Onkel Rasmussens ehemaligem Hof. Dort stand der Schwager ruhig und nachdenklich im Kreise der Knechte, die mit langen Stangen im Tümpel auf und nieder fuhren. Die Kleider des Ertrunkenen lagen am Rande. Er hatte sie ausgezogen, um zu baden, war hineingewatet und gleich untergegangen. Der Boden war sumpfig und der Kamerad, der bei ihm war, war ihm vergebens nachgestiegen, bis er den Boden weichen fühlte und umkehrte, um Hilfe zu holen.

Bis auf den Abend wurde im Tümpel gesucht. Mehrmals wurde die Leiche gefaßt und glitt wieder hinein. Unter den Knechten herrschte eine verschlossene Stimmung. Er war kein Einheimischer. Er war von einem andern Ort gekommen und erst seit einigen Monaten im Dienst.

Als die Sonne unterging, traf die Ortspolizei ein und gleichzeitig wurde die Leiche in einem Saken in's Wagenhaus getragen.

Darauf setzten sich alle um den Toddy zusammen und führten ein stummes Gespräch über den Abschluß dieses Tages der Rückkehr aus Stockholm.

\* \* \*

Einen Monat verbrachten wir in Helsingborg, bedrängt von den Briefen des Fräulein Shrieking und gefolgt von dem Bruder Hochschulvorsteher, der eines Tages erschien, sich neben uns einmietete und sich bei uns trotz meines Widerstrebens in Pension legte. Als auch er wieder abgereist war und die Winterkälte sich einzustellen anfang zusammen mit den Herbstnebeln, reisten wir nach Schliersee zurück.

Daß ich dort Fräulein Shrieking vorfand und nach ihrer Abreise der plötzliche Tod meiner Mutter erfolgte, habe ich im vorigen erzählt.

Aus Schonen hörten wir nichts. Mein Vater tauchte plötzlich bei uns auf und verschwand ebenso plötzlich nach einigen Tagen. Warum er gekommen war, nachdem er sich entschieden geweigert hatte, meinen Gatten zu begleiten, der ihn nach der Beerdigung mitnehmen wollte, warum er ging — ein alter, einsamer Mann, dem Niemand mehr nahestand, — das blieb unerklärlich.

Nur soviel sah ich dabei, daß es mein Vater nicht mehr war. Eine Hand hatte sich dazwischen geschoben, die ihn ganz beherrschte.

Als aber die Aepfelbäume zu blühen anfangen und die Zeit kam, in der wir das letzte Mal nach Schonen gegangen waren, da kam in unsere immer stiller und drückender gewordene Einsamkeit ein Telegramm an meinen Gatten.

Es kam vom Schwager Hochschulvorsteher und es stand darin:

„Mutter plötzlich gestorben. Komme zur Beerdigung.“

Das war nicht möglich, da die Mittel fehlten. Auch gedachten wir beide meiner schrecklichen Lage, während mein Gatte zur Beerdigung meiner Mutter in Rußland war.

Als keine Antwort erfolgte, kam Telegramm auf Telegramm. Dann fanden sich die Briefe ein. Endlich kam die Erbtheilungsangelegenheit. Fort und fort wurde mein Gatte gemahnt zu kommen.

Als alles nichts half, schrieb endlich seine verheiratete Schwester und ihr Brief enthielt die einzigen wirklichen Nachrichten.

Mutter war plötzlich in ihrer Stube gestorben, während in der Klasse, auf der andern Seite des Flurs, Gesangübungen unter Leitung ihres Sohnes, des Hochschulvorstehers, gehalten wurden. Sie war ganz allein gewesen, Niemand hatte ihre letzten Augenblicke gesehen. Als der Sohn aus der Klasse kam, war sie tot, man wußte nicht einmal genau wie lange.

Und noch eine andere Nachricht fügte die Schwester bei: auch die kleine Nichte meines Gatten in Hönßinge, bei der seine Tauspathin in Einquartierung war, als wir ankamen, war gestorben; wie, darüber ließ sie sich nicht näher aus. Das zarte Flämmchen war leicht zu verlöschen.

Von derselben Verfasserin erschienen in gleichem Verlage:

Laura Marholm.

## Die Frauen in der sozialen Bewegung.

Inhalt: I. Ein Blick nach rück- und vorwärts. — II. Der Urgrund der Frauenfrage. — III. Die Frau im Mittelalter. — IV. Der Weg an's Ende. — V. Aus Noth oder Sülle. — VI. Geistige Werthe. — VII. Sind wir — oder sind wir nicht? — VIII. Das Empfinden der Mütter. — IX. Das Weib und die Mode. — X. Ehe, Cölibat oder Prostitution? — XI. Mutter und Kind. — XII. Die Gottesmutter.

1900. 8. (186 S.) Preis geh. *Mk.* 1.80, in Leinwand geb. *Mk.* 2.70.

„Laura Marholm beleuchtet durchdringend wie mit Röntgenstrahlen die Frauenfrage und die Frauenstellung aller Länder und Jahrhunderte. Sie bespricht nicht nur die augenblickliche Bewegung, sondern führt auf die Wurzel des Uebels zurück.

Sie rollt uns ein Bild auf so fesselnd und lehrreich in ethisch und religiöser, in historischer und socialpolitischer Beziehung, wie es ähnlich kaum dagewesen. Mit scharfem Griffel, in männlich kräftigen Zügen zeichnet sie die Conturen, und doch wieder in weiblicher Weichheit, wenn sie von der Gottesmutter, dem Ideale demütiger Unterwerfung und darin verborgenen Heldenstärke spricht, wenn sie das Bild der himmlischen Mutter allen irdischen Müttern als Trost und Vorbild hinstellt.“

v. B.-Wien.

## Der Weg nach Altötting und andere Novellen.

1900. 8. (163 S.) Preis *Mk.* 1.50. In eleg. Salonband *Mk.* 2.80.

„... Seinsinnig wie selten eine Dame, eine kundige Beobachterin, die ihres Gleichen sucht, hat sich die Autorin auf dem Gebiete der Frauenfrage eine Autorität zu erwecken gewußt, die von Freund und Feind gleich anerkannt wird. Ist man ohnedies von Laura Marholm das Beste gewohnt, so bestätigt sich dies wieder in vorliegender Novellensammlung . . .“

„Sränk. Volksbl.“ Würzburg. 6. Aug. 1900.